

## Pfarrer, Bürger und Obrigkeit in der Grafschaft Mark im 18. Jahrhundert<sup>1</sup>

### 1. Vorüberlegungen zum Stellenwert der Kirchengeschichte für eine Geschichte der Grafschaft Mark in der frühen Neuzeit

Die Grafschaft Mark galt im ausgehenden 18. Jahrhundert als eine der wichtigsten deutschen Gewerbelandschaften. Innerhalb des alten Preußen kam der Mark an ökonomischer Vielseitigkeit und Bedeutung nur das ungleich größere Schlesien zuvor.<sup>2</sup> Von den ca. 131.000 Menschen, die in der Mark um 1800 lebten, verdienten viele im Metall- und Textilgewerbe ihr Brot.<sup>3</sup> Insbesondere das südlich der Ruhr gelegene Metallgewerbe trägt bis auf den heutigen Tag zum guten Ruf der Region bei, weil einige der immer noch vorherrschenden Branchen in einer langen Tradition stehen. Schon vor 200 Jahren war das Metallgewerbe großräumig arbeitsteilig organisiert. Das im Siegerland gewonnene Eisenerz wurde weiter nördlich zu zwei berühmten märkischen Halbzeugen, Osemundeisen und Draht, umgeformt und entweder exportiert oder zu Fertigprodukten weiterverarbeitet. Drahtrollen und Schmieden reihten sich an den Wasserläufen wie „Perlen an einer Kette“.

Das Textilgewerbe darf über die heute dominante Metallindustrie nicht vernachlässigt werden. Von der Beschäftigtenzahl her lag es um 1800 beinahe gleichauf. Baumwolle, Wolle, Leinen und selbst Seide wurden vielerorts verwebt, mit dem märkisch-bergischen Grenzraum bei Schwelm, Hagen und Herdecke als Zentrum. Die Mark, eine Mischzone aus ländlichen und kleinstädtischen Standorten, hätte möglicherweise den Übergang trotz dieser gewerblichen Vielfalt in die industrielle Welt nicht relativ problemlos bewältigt, wäre sie nicht von der Gunst der Steinkohlevorkommen längs der mittleren Ruhr begünstigt

<sup>1</sup> Erweiterte Fassung des Vortrags auf dem Tag der Westfälischen Kirchengeschichte am 15. September 2000 in Lüdenscheid. Die Redeform wurde beibehalten.

<sup>2</sup> Karl Heinrich Kaufhold, *Gewerbelandschaften in der Frühen Neuzeit (1650–1800)*, in: H. Pohl (Hg.), *Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1986, S. 112–202; ders., *Das Gewerbe in Preußen um 1800*, Göttingen 1978.

<sup>3</sup> Eine ausführliche Skizze der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Grafschaft Mark: Wilfried Reininghaus, *Wirtschaft, Staat und Gesellschaft in der alten Grafschaft Mark*, in: E. Trox (Hg.), *Preußen im südlichen Westfalen*, Lüdenscheid 1993, S. 11–41 (mit weiterer Literatur).

gewesen.<sup>4</sup> Mit dieser damals zukunftssträchtigen Energiequelle ließ sich auf Sicht billiger und in großem Stile produzieren, selbst wenn der kühnste Prophet die 1840 einsetzende Entwicklung zum Ruhrgebiet nicht hätte voraussagen können. Der Hellweg zwischen Essen und Soest war um 1800 noch von der Landwirtschaft geprägt, die allerdings die Exportgewerbe von der Sorge um Nahrungsmittel befreite und dabei sich selbst am Markt ausrichtete.<sup>5</sup>

Die hier nur mit einigen wenigen Strichen entworfene Skizze der märkischen Wirtschaft beim Übergang von der vorindustriellen zur frühindustriellen Zeit muß genügen, um zu verdeutlichen, daß und warum landesgeschichtliche Arbeiten zur Grafschaft Mark immer wieder die Sphäre der Ökonomie zum Schwerpunktthema machen. Andere Teilbereiche sind weit weniger gut erforscht. So wissen wir aus neuerer Forschung vergleichsweise wenig über die politischen Strukturen der Grafschaft Mark im 18. Jahrhundert.<sup>6</sup> Lange, für meine Begriffe allzulange und über die Zeit des Wilhelminismus hinaus stand sie im Zeichen eines borussischen Geschichtsbildes, das in den Königen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. seine Helden fand.<sup>7</sup> Erst allmählich beginnt man, Schattenseiten preußischer Herrschaft zu erkennen: das Pressen „langer Kerls“ in die Armeen, die Einengung durch eine merkantilistische Wirtschaftspolitik, die Ausprägung einer Untertanen-Mentalität und die wachsende Steuerlast.<sup>8</sup> Noch weniger wissen wir

<sup>4</sup> Hierzu jetzt: Michael Fessner, Steinkohle und Salz. Der lange Weg zum industriellen Ruhrrevier, Bochum 1998.

<sup>5</sup> Michael Kopsidis, Marktintegration und Entwicklung der westfälischen Landwirtschaft 1780–1880. Marktorientierte ökonomische Entwicklung eines bäuerlichen strukturierten Agrarsektors, Münster 1996, hebt die frühe Ausrichtung der Hellwegzone auf die Märkte des Süderlandes hervor.

<sup>6</sup> Hervorzuheben sind aber die Arbeiten von Dieter Stievermann, Absolutistischer Zentralismus oder ständischer Regionalismus? Preußen und seine westlichen Provinzen im 17. und 18. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 138 (1988), S. 51–65; ders., Preußen und die Städte der westfälischen Grafschaft Mark im 18. Jahrhundert, in: Westfälische Forschungen 31 (1981), S. 5–23, sowie von Jürgen Kloosterhuis zur Verwaltungsgeschichte, vor allem: Fürsten, Räte, Untertanen. Die Grafschaft Mark, ihre lokalen Verwaltungsorgane und die Regierung zu Kleve, in: Der Märker 35 (1986), S. 3–25, 76–87, 104–117, 147–164.

<sup>7</sup> Exemplarisch dafür das Sammelwerk von A(loys) Meister (Hg.), Die Grafschaft Mark. Festschrift zum Gedächtnis der 300jährigen Vereinigung mit Brandenburg-Preußen, 2 Bde., Dortmund 1909.

<sup>8</sup> Beispiele: Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Bauern, Bürger und Soldaten. Quellen zur Sozialisation des Militärsystems in preußischen Westfalen 1713–1803, 2 Bde., Münster 1992; Stievermann (wie oben Anm. 6); Stefan Gorißen, Die Steuerreform in der Grafschaft Mark 1791. Ein Modell für die Stein-Hardenbergschen Reformen, in: Stefan Brakensiek u. a. (Hg.), Kultur und Staat in der Provinz. Perspektiven und Erträge der Regionalgeschichte, Bielefeld 1992, S. 165–188; Wilfried Reininghaus, Die Wirkung der Steuern auf Wirtschaft und Gesellschaft in der Grafschaft Mark

über die meisten Felder der regionalen Sozialgeschichte, über Schichten und Klassen, über eine so wichtige Formation wie das Bürgertum, über Geburten, Heiraten und Sterbefälle, die Lebensweise der „Markaner“. Dies trug dazu bei, daß sich in der allgemeinen Geschichtsliteratur leicht Vorurteile über diese und andere deutsche Gewerberegionen im Hinterland der großen Häfen und abseits der Messestädte festsetzen konnten. Daß sie kein Wirtschaftsbürgertum wie in Amsterdam, Hamburg oder Leipzig hervorgebracht habe, läßt sich nur dann leicht behaupten, wenn man nicht genauer hinsieht. Es ist das bleibende Verdienst von Wolfgang Köllmann, darauf verwiesen zu haben, daß ein ja unstrittig bedeutender und innovativ tätiger Industriepionier wie Friedrich Harkort nicht „vom Himmel gefallen“ ist, sondern in der Tradition einer weit, bis in die Zeit am Ende des Dreißigjährigen Krieges zurückreichenden Unternehmenskultur stand.<sup>9</sup>

Zum Stichwort Kultur in der Grafschaft Mark im 18. Jahrhundert, Kultur verstanden in einem „klassischen Sinne“, fallen wohl niemandem auf Anheb bemerkenswerte Forschungen aus jüngerer Zeit ein. „Kultur“, so mag man das Desinteresse deuten, spielte sich im 18. Jahrhundert in Weimar und anderen Residenzen ab, in Westfalen bestenfalls noch in Münster oder Paderborn, aber nicht in Lüdenscheid oder Iserlohn. Sollte jemand von hier stammen, möge er mir diese Provokation nachsehen. Sie wurde geäußert von jemandem, der mit einer gewissen Leidenschaft dafür kämpft, daß die tatsächlich entgegen aller Vermutungen weiten Horizonte der Menschen in der Grafschaft Mark wahr- und ernst genommen werden.<sup>10</sup> Ich gebe zu, daß viele Hindernisse einer märkischen Kulturgeschichte im Wege stehen: Viele private Aufzeichnungen sind wohl auf Dauer verloren; nicht immer fällt es leicht, die erhaltenen Texte und Unterlagen zu ermitteln oder in aufwendiger Methode Nachlaßinventare und Tagebücher auszuwerten. Aber es lohnt sich, auch den regionalen Spuren von Aufklärung und Rationalismus nachzugehen, wenn wir wirklich Zugang zu den Men-

im 18. Jahrhundert, in: Eckart Schremmer (Hg.), Steuern, Abgaben und Dienste vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Referate der 15. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 14. bis 17. April 1993 in Bamberg, Stuttgart 1994, S. 147-169.

<sup>9</sup> Wolfgang Köllmann, Friedrich Harkort, Bd. 1: 1793-1838, Düsseldorf 1964.

<sup>10</sup> Dazu am Beispiel Iserlohner Kaufleute meine Beiträge: Die „glücklich überstandenen Probejahre“ des Johann Heinrich Schmidt. Briefe aus Iserlohn nach Leipzig (1780-1783), in: Wolfgang Bockhorst (Hg.), *Tradita Westphaliae*, Münster 1987, S. 349-399 sowie *La formation du marchand à Iserlohn aux 17<sup>e</sup> et 18<sup>e</sup> siècles*, in: F. Angiolini/D. Roche (Hg.), *Cultures et formations négociantes dans l'Europe moderne*, Paris 1995, S. 301-308.

schen im Süderland und am Hellweg im 18. Jahrhundert erhalten wollen.

Damit bin ich beim Stellenwert der Kirchengeschichte für die märkische Landesgeschichte der vorindustriellen Zeit angelangt. Über sie kann *nicht* gesagt werden, sie sei bedeutungslos. Das Gegenteil trifft zu. Sie alle wissen, daß der Verein für Westfälische Kirchengeschichte seinen Ausgangspunkt in der Grafschaft Mark, in Soest und Hagen, hatte, er sogar zunächst den Namen der Mark im Titel führte.<sup>11</sup> Auch die Themen des Jahrbuchs des Vereins waren lange auf die Grafschaft Mark und die kirchlichen Zustände dort zwischen Mittelalter und Moderne ausgerichtet. Wertet man den Inhalt des „Jahrbuchs“ aus, bildeten und bilden Reformation und Gegenreformation, Pietismus, die Union und das frühe 19. Jahrhundert Schwerpunkte der Veröffentlichungen. Von bleibendem Wert sind neben den Editionen kirchenrechtlicher Quellen, vor allem der Synodalprotokolle,<sup>12</sup> bis heute mehrere zusammenfassende Aufsätze Hugo Rotherts zur märkischen Kirchengeschichte. Der Soester Pfarrer hatte schon 1909 in der Festschrift zum Gedächtnis der 300jährigen Vereinigung der Mark mit Brandenburg-Preußen die Kirchengeschichte abgedeckt,<sup>13</sup> ehe er 1913 seine Aufsätze im Jahrbuch zu einer Monographie zum gleichen Thema zusammenfaßte. Rothert konzentrierte sich auf das Mittelalter und die Reformation, vernachlässigte aber, so will es scheinen, das 18. Jahrhundert. Mit der lutherischen Kirchenordnung von 1687 ging für ihn – aus nachvollziehbaren Gründen – eine unruhige Epoche endgültig zu Ende, wobei er die Distanz der Gemeinden und der Synoden zum Staat offenbar positiv bewertete: „Man darf sagen, die Kirche regiert sich selber“.<sup>14</sup> Kritischer stand Rothert der Zeit um 1800 gegenüber: „Über die Gemeinden der Mark hatte es sich am Ende des 18. Jahrhunderts wie ein kirchliches Stilleben gelegt [sic!]. Die Gemeinden waren nicht groß, neue Aufgaben traten an sie nicht heran, die Geistlichen hielten es oft nicht so sehr für ihre Aufgabe, den Glauben zu pflanzen als den allerdings immer noch weit verbreiteten Aberglauben zu entwurzeln

<sup>11</sup> Vgl. hierzu Ulrich Rottschäfer (Hg.), Verein und Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte. Ein Rückblick aus Anlaß des 100jährigen Bestehens, Bielefeld 1999 (= Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 94, künftig: Jahrbuch), S. 11 ff.; vgl. das Register von Dirk Bockermann, in: Jahrbuch 83 (1989).

<sup>12</sup> Vgl. Walter Göbell, Die evangelisch-lutherische Kirche in der Grafschaft Mark. Verfassung, Rechtsprechung und Lehre, 3 Bde., Bethel/Lengerich 1961/1983 (künftig Göbell, Bd. 1/3).

<sup>13</sup> H(ugo) Rothert, Märkische Kirchengeschichte, in: Meister (Hg.) (wie Anm. 6), S. 207-262; ders., Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, Gütersloh 1913.

<sup>14</sup> Rothert, Märkische Kirchengeschichte, S. 256.

und den ebenso wichtigen Kampf gegen allerlei Roheit zu führen“.<sup>15</sup> Heute wird man diese Auffassungen wahrscheinlich nicht mehr teilen. Rothert wies zum 18. Jahrhundert nur wenig Referenzen nach. Er bezog sein Wissen vor allem aus Druckschriften der Zeit, die ein Bild zeigten, das sich beim Studium der Akten vielschichtiger darstellt. Diese Schwächen blieben ihm nicht verborgen, schließlich schloß er das Vorwort zur Monographie mit der Bemerkung, daß der Verfasser sich „vollauf bewußt“ sei, „daß die Kirchengeschichte der Mark noch nicht geschrieben ist“.<sup>16</sup>

Wer sich *heute*, lange nach Rothert, der märkischen Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts zuwendet, muß nicht nur die regionalen Forschungstraditionen, ihre Erträge und Defizite im Blick haben. Die Kirchengeschichte der Frühneuzeit befindet sich in einer Phase der Erweiterung. Mehrere allgemeine Trends wirken auf die Erforschung von Kirche in der Region ein.

1. Kirchengeschichte stand und steht zwischen den Disziplinen Theologie und Geschichte. Die Einbeziehung der Religion in die Themen der Sozialgeschichte seit den 1980er Jahren hat die Akzente in Richtung Geschichte verschoben,<sup>17</sup> so daß selbst Theologen von der Kirchengeschichte „eine sozialgeschichtliche Betrachtungsweise mit Einschluß der Mentalitätsgeschichte“ fordern.<sup>18</sup> Die als Sozialgeschichte betriebene Religionsgeschichte erwies sich vor allem für Fragen der Volksreligiosität in der Neuzeit als fruchtbar.<sup>19</sup> Aber auch für das Verhältnis der Konfessionen zueinander lassen sich sozialgeschichtliche Ansätze, natürlich neben anderen, mit Gewinn verwenden.<sup>20</sup> Allerdings darf gerade mit einem Blick auf den Prozeß der Konfessionalisierung die Institution Kirche nicht einfach beiseitegeschoben werden. Hinzu kommt, daß die Kirchengeschichte in der Profange-

<sup>15</sup> Ebd., S. 261.

<sup>16</sup> Rothert, Kirchengeschichte der Grafschaft Mark, S. III.

<sup>17</sup> Große Resonanz fanden mehrere programmatische Aufsätze: Richard van Dülmen, Religionsgeschichte in der Historischen Sozialforschung, in: Geschichte und Gesellschaft 6 (1980), S. 36-59; Wolfgang Schieder: Religionsgeschichte als Sozialgeschichte. Einleitende Bemerkungen zur Forschungsproblematik 3 (1977), S. 291-298; zusammenfassend jetzt: Michael Maurer, Kirche, Staat und Gesellschaft, München 1999 (= EDG 51).

<sup>18</sup> Martin Greschat, Die Bedeutung der Sozialgeschichte für die Kirchengeschichte. Theoretische und praktische Erwägungen, in: HZ 256 (1993), S. 67-103, Zitat a.a.O. S. 103; Maurer, Kirche S. 55.

<sup>19</sup> Bahnbrechend wirkte für diese Forschungsrichtung eine Sektion des Berliner Historikertages 1984, vgl. Wolfgang Schieder (Hg.), Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte, Göttingen 1986.

<sup>20</sup> Vgl. zusammenfassend mit der weiteren Literatur: Heinrich Richard Schmidt, Konfessionalisierung im 16. Jahrhundert, München 1992 (= EDG 12).

schichte oft vernachlässigt wurde und auf diese Weise dem Staat eine übersteigerte Geltung zugesprochen wurde.<sup>21</sup> Bezogen auf die Grafschaft Mark in der Frühneuzeit werden die Auseinandersetzungen zwischen Protestanten und Katholiken, Lutheranern und Reformierten<sup>22</sup> sowie das Verhältnis von Pietismus und Amtskirche<sup>23</sup> weder ausschließlich durch Sozial- oder Politikgeschichte noch allein theologisch erklärt werden können. Gefordert ist eine Synthese der unterschiedlichen Ansätze.

2. Das 18. Jahrhundert, auf das ich mich im wesentlichen konzentriere, ist momentan in der sozial- und kirchengeschichtlichen Forschung zwischen zwei Konfessionalisierungsschüben angesiedelt, nämlich zwischen der Zeit bis zum Dreißigjährigen Krieg einerseits und dem in dieser Hinsicht „wiederentdeckten“ 19. Jahrhundert andererseits.<sup>24</sup> Wer solche Perioden bildet, läßt damit indirekt das Zeitalter der Aufklärung mehr noch als bisher als eines der „Entsakralisierung“ und „Entkonfessionalisierung“ erscheinen.<sup>25</sup> Angesichts der erheblichen Forschungsrückstände auf dem Gebiet der Kultur- und Geistesgeschichte Westfalens im 18. Jahrhunderts ist es aus regionaler Perspektive ein wenig gewagt, das 18. Jahrhundert so sehr von der Zeit davor und danach abzusetzen. Um es überspitzt zu formulieren: Voltaire und sein berühmter Ausruf *écrasez l'infame* dürfte vermutlich in Westfalen

<sup>21</sup> Rudolf von Thadden, Kirchengeschichte und Gesellschaftsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 9 (1983), S. 598-614, s. a.a.O. S. 599 f. Wichtige Argumente für die Einbeziehung theologiegeschichtlicher Aspekte liefert David Gugerli, Zwischen Pfund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert, Zürich 1988, S. 62 ff.

<sup>22</sup> Vgl. Wilhelm Noelle, Lutheraner und Reformierte in der Grafschaft Mark und ihren Nebengebieten bis zum Jahre 1666; Diss. phil. Münster 1931. Die Auseinandersetzungen zwischen Lutheranern und Reformierten nahmen nach 1666 zu und erreichten um 1700 einen Höhepunkt, falls sich Beobachtungen des Verfassers zu Iserlohn verallgemeinern lassen; Wilfried Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute 1700-1815, Dortmund 1995, S. 43 f. Ein Musterbeispiel für regionale Forschungen zur Konfessionalisierung liefert der Sammelband für das Nachbarterritorium der Mark: Burkhard Dietz/Stefan Ehrenpreis (Hg.), Drei Konfessionen in einer Region. Beiträge zur Geschichte der Konfessionalisierung im Herzogtum Berg vom 16. bis 18. Jahrhundert, Köln 1999.

<sup>23</sup> Siegfried Schunke, Die Beziehungen der Herrnhuter Brüdergemeine zur Grafschaft Mark, Diss. Münster 1949.

<sup>24</sup> Dazu Olaf Blaschke, Das 19. Jahrhundert: Ein zweites Konfessionelles Zeitalter?, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 38-75, s. a.a.O. S. 39 ff.

<sup>25</sup> Luise Schorn-Schütte, Die Geistlichen vor der Revolution. Zur Sozialgeschichte der evangelischen Pfarrer und des katholischen Klerus am Ende des Alten Reiches, in: Helmut Berding/Etienne Francois/Hans-Peter Ullmann (Hg.), Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution, Frankfurt 1989, S. 216-244, verwendet auf S. 216 f. beide Begriffe, um mit guten Gründen sogleich Gegenpositionen einzunehmen.

keine Mehrheit in der katholischen wie protestantischen Bevölkerung gefunden haben. Belegen kann ich diese Aussage nicht, aber es wäre schon wichtig zu wissen, in welchem Maße tatsächlich rationalistische Tendenzen zum Zuge kamen und auf einen Resonanzboden bei der Bevölkerung stießen. Wir benötigen dazu nicht nur Analysen der Kontroverstheologie und anderer Texte von Pfarrern und kirchlichen Autoren, wir benötigen dazu auch sozialgeschichtliche Untersuchungen des Kräftefeldes zwischen Pfarrern und Gemeinde. Überblickte ich die Literatur richtig, gibt es weder zu Pfarrern noch zu den Kirchengemeinden im 18. Jahrhundert in der Grafschaft Mark detailliertere flächendeckende Studien. Die Bedeutung der Pfarrergeschichte als kollektive Biographie ist spätestens seit Luise Schorn-Schüttes und Oliver Janz' bedeutenden Monographien evident.<sup>26</sup> Und die Geschichte der einzelnen Kirchengemeinden<sup>27</sup> ist in der Grafschaft Mark deshalb so wichtig, weil hier ein territorial tätiges Konsistorium fehlte. Die lutherische Kirche in der Grafschaft Mark organisierte sich von unten als Ergebnis einer schleppend eingeführten und nie vollständig in der gesamten Grafschaft Mark durchgesetzten Reformation.<sup>28</sup> Zwar fehlte es im 18. Jahrhundert nicht an Versuchen Preußens, ein Kirchenregiment zu installieren, doch besaßen die Gemeinden und ihre Pfarrer relativ große Spielräume. Innerwestfälisch fruchtbar könnte der neuerliche Vergleich mit Minden-Ravensberg sein, wo es ein Konsistorium auf Provinzialebene gab.<sup>29</sup>

<sup>26</sup> Luise Schorn-Schütte, *Evangelische Geistlichkeit in der Frühneuzeit. Deren Anteil an der Entfaltung frühmoderner Staatlichkeit und Gesellschaft. Dargestellt am Beispiel des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgrafschaft Hessen-Kassel und der Stadt Braunschweig, Gütersloh 1996; Oliver Janz, Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850–1914, Berlin/New York 1994. Die Pfarrer-, Kirchen- und Sozialgeschichte im frühneuzeitlichen Niederstift Münster verbindet methodisch anregend Werner Freitag, *Pfarrer, Kirche und ländliche Gemeinschaft. Das Dekanat Vechta 1400–1803, Bielefeld 1998.**

<sup>27</sup> Anzuknüpfen ist an die grundlegenden Forschungen von Peter Blickle zur Rolle der Gemeinde im Reformationszeitalter, die er einbettet in die allgemeine Geschichte von Genossenschaften: Peter Blickle, *Gemeindereformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil, München 1987.*

<sup>28</sup> Zusammenfassend: Robert Stupperich, *Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einführung, Bielefeld 1993, S. 179 f.; Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, Bd. 1, Münster 1979, S. 227–271.*

<sup>29</sup> Vgl. dazu Rothert, *Jahrbuch 23, S. 5–15*, sowie Robert Stupperich, *Gemeinde und Obrigkeit in Minden und Ravensberg in brandenburgisch-preußischer Zeit, in: Jahrbuch 71 (1978), S. 59–75.* Vgl. jetzt auch Jens Bruning, *Das pädagogische Jahrhundert in der Praxis. Schulwandel in Stadt und Land in den preußischen Westprovinzen Minden und Ravensberg 1648–1816, Berlin 1998, S. 93 ff. u.ö.*

Nach diesen langen Vorbemerkungen will ich in Ansätzen einige Möglichkeiten zur Verbindung von frühneuzeitlichen Sozial-, Kirchen- und Landesgeschichte in der Grafschaft Mark aufzeigen. Erstens stelle ich in Form einer knappen Kollektivbiographie die märkischen Pfarrer und ihren Rang in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts vor (Kap. 2). Zweitens behandle ich einige ausgesuchte Felder, auf denen Staat und Kirche oder besser: die preußische Obrigkeit und die märkischen Gemeinden in dieser Zeit nicht immer konfliktfrei miteinander umgingen: die gewaltsamen Aushebungen um 1720, die Einführung neuer Gesangbücher um 1780 sowie die Binnengeschichte der einzelnen Kirchengemeinden (Kap. 3). Drittens werde ich versuchen, den Beitrag der märkischen Pfarrer und Kirchengemeinden zur Bildungs- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts zu beleuchten, vor allem durch zwei Kurzporträts besonders engagierter Pfarrer (Kap. 4).

## **2. Die märkischen Pfarrer im 18. Jahrhundert: soziale Herkunft und regionale Verflechtung**

Für Untersuchungen zu westfälischen Pfarrern steht das von Friedrich Wilhelm Bauks vorgelegte und gar nicht genug zu würdigende Pfarrerbuch zur Verfügung.<sup>30</sup> Während für die Reformationszeit und das 17. Jahrhundert einige Lücken in den persönlichen Daten bleiben, liegen zum 18. Jahrhundert hinreichend Informationen vor, um ein gemeinsames Sozialprofil der Pfarrer zu erstellen. In den meisten Fällen sind sowohl die Berufe als auch die Geburtsorte ihrer Väter und Schwiegerväter bekannt. Ausgewertet wurden die vollständigen Angaben zu 403 verheirateten Geistlichen, die zwischen 1700 und 1800 in der Grafschaft Mark<sup>31</sup> eine Pfarrstelle innehatten.

Der Befund zur sozialen Herkunft der Pfarrer und ihrer Ehefrauen deckt sich im großen und ganzen mit den Ergebnissen anderer Regionen im gleichen Zeitraum (vgl. Tab. 1). Wie in anderen Territorien stammte rund die Hälfte aller Pfarrer aus einem Pfarrhaus. In einer überwältigen Zahl von Fällen übte bereits der Vater eines Pfarrers ein geistliches Amt aus. Auch wenn mit dem Begriff „Pfarrerdynastie“ nach den differenzierenden Bemerkungen von Janz vorsichtig umgegangen werden sollte, so ist doch die ausgeprägte Selbstrekrutierung auffällig: „Keine soziale Formation oder Berufsgruppe prägte die Her-

<sup>30</sup> Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980.

<sup>31</sup> Die Soester Klasse blieb bei diesen Berechnungen ausgespart.

kunft der Pastoren annähernd so stark wie die Pfarrerschaft selbst<sup>32</sup>. Es muß an dieser Stelle reichen, einige Namen von Familien zu nennen, die im 18. Jahrhundert, z. T. schon früher, in mehreren Generationen in der Grafschaft Mark (und ihren Nachbarräumen) Pfarrer stellten: Brockhaus, Davidis, Glaser, Hengstenberg, Krupp, Möller, Natorp, von Steinen, Varnhagen. Schon die Namen sagen einiges über die geistigen und kulturellen Potenzen dieser Familien aus, die einen „umfangreichen ‚Traditionstamm‘ in der evangelischen Geistlichkeit“ akkumuliert hatten.<sup>33</sup> Die Pfarrer waren ja nicht nur über die Vaterseite in früheren Pfarrergenerationen eingebunden, sondern auch über ihre Frauen, die sie rund zur Hälfte aus anderen Pfarrerhaushalten wählten. Die Familiengeschichtsforschung bezeichnet ein solch hohes Maß an Selbstrekrutierung als soziale Endogamie. Für die märkischen Pfarrer trifft diese Charakterisierung sicherlich zu, jedoch darf nicht verkannt werden, daß die evangelischen Geistlichen auch mit anderen Berufen verbunden waren. Dabei zeigt sich eine regionale Besonderheit. Stellten in anderen protestantischen Territorien die städtischen und landesherrlichen Beamten sowie die Juristen die zweitwichtigste Herkunftsgruppe,<sup>34</sup> so ist in der Grafschaft Mark das starke Gewicht der Kaufmannschaft nicht zu übersehen. Ein knappes Fünftel aller Pfarrer hatte einen Kaufmann zum Vater. Auch die Ehefrauen stammten zu etwa 20% aus dem Kaufmannsfamilien. Demgegenüber traten die Beamten und Juristen unter den Pfarrersvätern zurück. Nur rund 10% aller märkischen Pfarrer hatte diese Herkunft. Etwas häufiger (rund 15%) waren Heiraten zwischen Pfarrern und Beamtentöchtern. Andere Berufsgruppen aus dem Bildungsbürgertum, Lehrer und Professoren, Ärzte und Apotheker, sowie das Militär und der Adel spielten als Rekrutierungsfeld der Pfarrer kaum eine Rolle. Immerhin ist der Anteil der Handwerker- und Bauernsöhne unter den Pfarrern im 18. Jahrhundert mit 4 bzw. 3% durchaus bemerkenswert, markiert diese Zahl doch Außenseiter, für die der Pfarrerberuf einen sozialen Aufstieg bedeuten konnte.

Suchen wir nach Erklärungen für die relative dichte Verbindung zwischen Pfarrern und Kaufleuten und für die schwächeren Bande zwischen Beamten, Juristen und Pfarrern, so muß die spezifische Struktur der Grafschaft Mark bedacht werden. Lange fehlte ihr ein politisches Zentrum. Hamm wurde erst 1787/88 von einer Nebenstelle Kleves zur Kriegs- und Domänenkammer für die Mark erhoben. In den Städten waren bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

<sup>32</sup> Janz, S. 96 ff., Zitat S. 97.

<sup>33</sup> Ebd., S. 98.

<sup>34</sup> Schorn-Schütte, Die Geistlichen vor der Reformation, S. 218-220.

juristisch ausgebildete Magistratsbeamte ebenso selten wie akademisch geprüfte Ärzte und Apotheker. Diese Berufsgruppen erreichten im Unterschied zu den Pfarrern ein geringeres Maß an Professionalisierung. Anders hingegen das wirtschaftlich tätige Bürgertum, das sowohl in den Städten wie auf dem Land eine nicht unvermögende Honoratiorenschicht stellte. Kaufmanns- und Pfarrerskindern war in der Grafschaft Mark die Herkunft aus dieser sozialen Schicht gemeinsam, sie bildeten *einen* Heiratskreis.

Am Beispiel der Heiratsstrategien der Kaufleute der Stadt Iserlohn, dem wichtigsten Handelsplatz der Mark im 18. Jahrhundert,<sup>35</sup> soll dies näher erläutert werden. Ihre Söhne und Töchter heirateten Kinder einheimischer und auswärtiger Berufskollegen. Nur in 17% aller 282 untersuchten Fälle war der Beruf des Vaters nicht Kaufmann. 18 dieser insgesamt 49 Heiraten entfielen auf den Pfarrerstand. Besonders deutlich wird das Konnubium zwischen Kaufleuten und evangelischer Geistlichkeit in der Familie Dahlenkamp. Drei Töchter von Hermann Andreas Dahlenkamp (1688–1778) heirateten Pfarrer.<sup>36</sup> Er nahm 1714 in zweiter Ehe Catharina Goes, Verwandte (Schwester?) eines Pfarrers aus Breckerfeld und Hagen, zur Gemahlin. Seine älteste Tochter ehelichte Johann Wilhelm Hausmann, einen Pfarrer aus Hagen. Die beiden jüngeren Töchter heirateten die beiden aus Essen stammenden Brüder Griesenbeck, die als Lehrer und Pfarrer in Hagen, Bochum, Wetter und Iserlohn wirkten. Der einzige Sohn, der früh verstorbene Johann Heinrich Dahlenkamp (1691–1754), hinterließ acht Kinder, von denen drei überlebende Söhne wiederum den Kaufmannsberuf einschlugen. Der jüngste Sohn, Johann Friedrich, studierte in Halle und wurde 1768 als Feldprediger des Wolfersdorffschen Regiments in Hamm ordiniert. Ein Jahr später erhielt er eine Stelle in Essen, um dann 1773 zweiter lutherischer Pfarrer in Hagen zu werden. 1775 heiratete er Maria Catharina Moll, die Tochter des Besitzers der bedeutenden Hagener Tuchmanufaktur Christian Moll. Dahlenkamp wurde 1797 zum Generalinspektor der Grafschaft Mark gewählt. Man darf ihn nicht nur deshalb mit Fug und Recht zu den wichtigsten praktischen Theologen in der Grafschaft Mark rechnen, der als Autor ein keineswegs schmales Oeuvre, aber

<sup>35</sup> Wilfried Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute 1700–1815, Dortmund 1995, insbes. S. 82 f.

<sup>36</sup> Belege: Familie *Dahlenkamp*: Wilfried Reininghaus, Stammlisten zur Iserlohner Kaufmannschaft im 18. Jahrhundert, in: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 45 (1987), S. 7-90, 29-31; Bauks, S. 86 Nr. 1119; *Goes*: ebd., S. 158 Nr. 2011; *Hausmann*: ebd., S. 188 Nr. 2382; *Griesenbeck*: ebd., S. 165 Nr. 2094 f.

auch ein beträchtliches Vermögen hinterließ.<sup>37</sup> Auf ihn wird noch zurückzukommen sein. Sein Sohn Johann Friedrich hatte zwar als Großhändler mit Garnen und Tuchen weniger Erfolg, gehörte aber als Bürgermeister von Hagen in der Franzosenzeit zur politischen Elite des märkischen Raum am Anfang des 19. Jahrhunderts.<sup>38</sup> Er hat diesen Status durch eine entsprechende Ehe abgesichert. 1815 nahm er Henriette Harkort zur Frau, die frühverwitwete älteste Schwester Friedrich Harkorts. Als Tochter einer Moll gehörte Johann Friedrich Dahlenkamp längst zum Kreis der Familie Harkort, die ihrerseits freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zur Pfarrei Elsey pflegte.<sup>39</sup> Dort wirkte mit Johann Friedrich Möller ein Pastor, der 1748 Anna Gertrud Harkort, Witwe des Remscheider Pfarrers Giesler, geheiratet hatte. Beider Sohn Johann Friedrich wuchs mit Johann Caspar (IV) und Peter Nikolaus Harkort auf. Er sollte als „Pfarrer von Elsey“ dauerhaft im Gedächtnis der Grafschaft Mark haften bleiben.

Es ließen sich etliche weitere Beispiele für Heiraten zwischen Kaufmanns- und Pfarrerskindern in Iserlohn und anderen Teilen der Mark beibringen. Die berühmte Varnhagen-Dynastie war z. B. verbunden mit den Pütters und Thomées, Rulemann Eylert, später Hofprediger in Potsdam, nahm die Kaufmannstochter Friedrike Löbbecke zur Frau. Die Beispiele müssen genügen, um zu zeigen, daß das Konnubium zwischen Unternehmern und Geistlichen offensichtlich ein für beide Seite vorteilhaftes Netzwerk schuf.<sup>40</sup> Die Kaufleute fanden Zugang zu der einzigen Berufsgruppe in ihrer Region, die studiert hatte. Die Pfarrer waren wegen der Heiratsallianzen keine der vermögenden Oberschicht entfremdete Berufsgruppe, sondern hielten direkt Kontakt zu den Meinungsbildnern in ihrer Gemeinde. Sie waren Teil der regionalen Elite.<sup>41</sup> Ob das Band zwischen Wirtschaftsbürgertum und Pfarrern im 19. Jahrhundert schwächer wurde, bedarf weiterer Forschung. Nach Janz spielte nach 1800 „das Wirtschaftsbürgertum [...] bei der Rekrutierung der Pfarrer eine untergeordnete Rolle“. Auch durch Heiraten sei es mit der protestantischen Geistlichkeit nur locker verbunden

<sup>37</sup> Sein Kapitalbuch von 1789 bis 1811 ist im Westfälischen Wirtschaftsarchiv (N 36) erhalten.

<sup>38</sup> Zu ihm Rickmer Kießling, *Der Hagener Bürgermeister Christian Dahlenkamp und die Hagener Pressezensur im Jahre 1817*, in: *Der Märker* 36 (1987), S. 128-133.

<sup>39</sup> Elsey in der Grafschaft Limburg gehörte der märkischen lutherischen Synode an. Zu Vater und Sohn Möller: Bauks, S. 335 f. Nr. 4222, 4226.

<sup>40</sup> Zur Netzwerkanalyse hat Maßstäbe gesetzt: Wolfgang Reinhard, *Freunde und Kreaturen. Verflechtung als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600*, München 1979.

<sup>41</sup> Hierzu jetzt A. V. Hartmann/M. Morawiec/P. Voss (Hg.), *Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten*, Mainz 2000.

gewesen.<sup>42</sup> Die von ihm ermittelten Zahlen lassen m. E. andere Tendenzen erkennen. Im gesamten 19. Jahrhundert stammten in der Provinz Westfalen immerhin 11,4% aller Pfarrer aus Kaufmannshaushalten, und 20,2% der Pfarrer nahmen eine Kaufmannstochter zur Frau.

Öffneten sich die Pfarrer trotz der großen Selbstrekrutierung in nennenswertem Umfang anderen Berufen, so war ihre regionale Herkunft äußerst eingegrenzt (Tab. 2). Mehr als 70% der märkischen Pfarrer zwischen 1700 und 1800 stammten aus der Grafschaft Mark. Rechnet man die Städte und Territorien direkt an den Grenzen hinzu, also Soest, Dortmund, Lippstadt, Essen, die Grafschaft Limburg, das Herzogtum Berg, so wird der beschränkte Radius noch deutlicher. Zwischen der Mark und ihren Nachbarterritorien gab es praktisch keine Grenzen. Nur weniger als zehn Prozent der Pfarrer waren aus entfernteren Territorien in die Grafschaft Mark zugezogen. 18 Pfarrer aus dem Klevischen, administrativ der Grafschaft Mark verbunden, machen noch den größten Anteil aus. Mit Minden-Ravensberg und Tecklenburg, immerhin preußischen Territorien in Westfalen, gab es praktisch keinen Austausch von Pfarrern. Auch aus den mittleren preußischen Provinzen verschlug es allenfalls ausnahmsweise Geistliche in die Grafschaft Mark. Dabei scheint die Stelle als Feldprediger in Hamm vermittelnde Funktion gespielt zu haben. Drei der vier aus dem heutigen Bundesland Brandenburg stammenden Pfarrer, die es in die Mark verschlug, wählten diesen Weg.<sup>43</sup> Noch stärker auf die Grafschaft Mark war das Heiratsverhalten der Pfarrer eingeschränkt. Über 90% ihrer Ehefrauen waren in der Grafschaft oder ihren unmittelbaren Nachbargebieten geboren.

Die Gründe für die regionale Abkapselung liegt in der typischen Karriere der Pfarrer. Sie fanden in aller Regel direkt nach dem Theologiestudium, das die meisten in Halle absolvierten, nicht sofort eine Stelle als Pfarrer, sondern mußten ihren Lebensunterhalt als Hauslehrer verdienen. Ihre Kandidaturen auf ein festes Amt konnten sie dort am besten anmelden, wo sie Bekannte, Freunde und Verwandte hatten: in ihrem Herkunftsgebiet. Hier hatten sie die besten Aussichten, gewählt zu werden, falls sie nicht als Adjunkt einem älteren Pfarrer, möglicherweise sogar ihrem Vater, zur Seite standen. Dieses Muster schränkte die Wahl der Ehefrau wiederum auf das Gebiet ein, in dem Stellen angeboten wurden. Die wenigen entfernten Heiraten sind wahrscheinlich sämtlich aus der persönlichen Biographie zu erklären. Der zuletzt in Deilinghofen tätige Pfarrer Basse heiratete in Mecklenburg 1796 die

<sup>42</sup> Janz, S. 93, 95, 540 f., 544.

<sup>43</sup> Bauks Nr. 985, 1228, 3640.

Tochter eines Hafenbeamten aus Hamburg, wo sich Verwandte von ihm niedergelassen hatten. Der märkische Generalinspektor Johann David Erich war aus Ammendorf bei Halle gebürtig, kam als Feldprediger nach Wesel, dann nach Aplerbeck und holte sich aus der Provinz Sachsen seine Frau. Einer seiner Vorgänger, Johannes Karthaus, hatte mit die bewegteste und am wenigsten typische Karriere aller Pfarrer. Geboren in Lennep 1679, besuchte er das Gymnasium in Dortmund, um in Erfurt zu studieren. Dort trat er 1704 eine Stelle als Lehrer an, wurde zwei Jahre später Diakon der dortigen Andreaskirche und heiratete bald darauf die Tochter eines Erfurter Kaufmanns. 1718 wurde er nach Schwelm berufen, wo er den hallischen Pietismus nachhaltig vertrat.<sup>44</sup>

### 3. Pfarrer, Gemeinden und Obrigkeit in der Grafschaft Mark

#### a) Der Aufstand von 1720

Bis in die Grundfesten erschütterten 1720 mehrere lokale Aufstände die Grafschaft Mark, die nicht eben als Zentrum der Insubordination bekannt ist. Die lutherischen Geistlichen standen dabei im Zentrum des Geschehens. Sie handelten in seelsorgerlicher Absicht für ihre Gemeinden und scheuten sich nicht, gegen König Friedrich Wilhelm I. und sein Militärsystem zu opponieren.

Was geschah 1720? Die Fakten sind spätestens seit dem Aufsatz von H. Rothert im „Jahrbuch“ von 1904 weitgehend bekannt<sup>45</sup> und fanden in der allgemeinen Landesgeschichte Berücksichtigung.<sup>46</sup> Sie gehören in die Vorgeschichte der Ausbildung des Kantonsystems im

<sup>44</sup> Bauks, S. 245 Nr. 3087; Gerd Helbeck, Schwelm. Geschichte einer Stadt und ihres Umlandes, Bd. 1, Schwelm 1995, S. 351 f.

<sup>45</sup> H. Rothert, Unruhen in der Grafschaft Mark wegen gewaltsamer Werbung (1720), in: Jahrbuch 6 (1904), S. 108-125; weiterhin: Bädeker/Heppe, Bd. 2, S. 281-283; J. Holthoff, Aus Hattingens Vergangenheit, in: Jahrbuch des Vereins- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark zu Witten 12 (1897/98), S. 44-95, hier: S. 57 ff.; Emil Böhmer, Der märkische Aufstand im Jahre 1720, in: Bilder aus der Geschichte der Stadt Schwelm, Schwelm 1934, S. 25-32; ders., „Der ist über die Wupper“, in: Der Märker 6 (1957), S. 17-20; Kloosterhuis, Bauern, Bürger und Soldaten, Bd. 1, S. 30-40; Andreas Elsner, Die Soester und ihre Musketiere – Soest als Garnison 1714 bis 1806: Hinnahme, Kooperation und Konflikt, in: E. Widder (Hg.), Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 3, Soest 1995, S. 905-957, s. a.a.O. S. 909 f.; Göbell, Bd. 1, S. 79-82 (Druck des Protokolls des Sonderkonvents vom 7.10.1720).

<sup>46</sup> Hermann Rothert, Westfälische Geschichte, Bd. 3: Absolutismus und Aufklärung, (1951), Gütersloh 1981, S. 282 f.; Alwin Hanschmidt, Das 18. Jahrhundert (1702-1803), in: Wilhelm Kohl (Hg.), Westfälische Geschichte, Bd. 1, Düsseldorf 1983, S. 605-686, 648.

preußischen Westfalen und signalisieren den Widerstand der märkischen Bevölkerung in Stadt und Land gegen die als ungerecht empfundenen Rekrutierungen und die soldatischen Ausschreitungen gegen ungeschützte Zivilisten. Mir kommt es in diesem Zusammenhang darauf an, die Rolle der Geistlichen innerhalb ihrer Gemeinden und ihre Stellung gegenüber der Obrigkeit zu untersuchen.

Nach Besichtigung seiner in Westfalen stationierten Truppen im Sommer 1720 kritisierte der preußische König den Zustand des Regiments von Auer. Er erlaubte dem Obristen am 10. August des Jahres, in der Grafschaft Mark Soldaten auszuheben, die die zum Militärdienst erforderliche Körpergröße besaßen. 14 Tage später waren mehrere Aushebungskommandos gleichzeitig unterwegs. In der Nacht zum 25. August, bezeichnenderweise einem Sonntag, schlugen sie in Soest und Schwelm zu. In Soest verschleppten sie 40 Männer, darunter mehrere wohlhabende, in Schwelm den Küster der lutherischen Gemeinde sowie weitere drei. Viele jüngere Leute flohen rechtzeitig. Während in Schwelm der Magistrat – u. a. wegen der Störung der Geschäfte – protestierte, wandten sich in Soest die Pfarrer an den König wegen der von der Garnison verbreiteten Schrecken. Sie beklagten die Störung des Sonntags, erinnerten an die nicht vergessenen Greuel der Kriege des 17. Jahrhunderts und ließen an den negativen Auswirkungen auf die Stadt und ihre Gemeinden keinen Zweifel: Die Geflohenen zögen ins katholische Umland und würden „durch eine schändliche Apostasie zum Papsttum ihre Seelen in Gefahr“ setzen, Katholiken aus dem Umland würden nachrücken und protestantische Besucher des Archigymnasiums fernbleiben.<sup>47</sup> Während in Soest offenbar Ruhe einkehrte, eskalierte der Konflikt im Westen der Grafschaft. Weitere 14 Tage später drangen 50 Soldaten in die Kirchen aller Konfessionen in Hagen ein, unterbrachen die Gottesdienste und trieben die Männer in der Lutherischen Kirche zusammen. Frauen und Handwerker aus der Umgebung zogen dorthin, um ihnen zu helfen. Sie trugen Prügel und andere bäuerliche Waffen. Die Soldaten schossen in der Kirche und auf dem angrenzenden Friedhof scharf auf sie. Drei Personen (aus Kückelhausen, Herdecke und Wehringhausen) starben, drei weitere wurden schwer verletzt. Voller Empörung schilderten die beiden Hager Prediger Emminghaus und Drude ihrem Landesherrn die Schandtaten der Soldateska. Sie hätten nicht nur den Sonntag geschändet, sondern auch mit unchristlichem Frevel das Gotteshaus verwüstet

<sup>47</sup> Rothert, Unruhen (wie Anm. 41), S. 122 f., Zitat a.a.O. S. 122.

und sich schlimmer aufgeführt als „offenbare Landsfeinde in dem vorigen Kriege“.<sup>48</sup>

Bald darauf geriet die Lage in Schwelm außer Kontrolle. Repressalien gegen Eltern geflohener junger Männer wurden zwar ausgesetzt, dafür aber andere Geiseln genommen und Gewalt ausgeübt. Die Gerüchteküche tobte, als Schwelmer Bürger und Vertreter der umliegenden Dörfer im Hochgericht am 27. September die lutherische Kirche besetzten. Zwar ließen die beiden Prediger Moll und Karthaus die Kirchentür aufbrechen, ohne die Besetzer zur Aufgabe zu bewegen. Am nächsten Tag läuteten die Sturmglocken,<sup>49</sup> weitere Landbewohner drangen in die Stadt ein, befreiten die Geiseln und verlangten Entlassungsurkunden für ihre ausgehobenen Söhne. Diesmal verhielten sich die Soldaten passiv, doch konnten Vergeltungsmaßnahmen durch fünf Kompanien gegen Schwelm in der zweiten Oktoberhälfte mit Mühe und Not verhindert werden. Unterdessen war am 3. Oktober eine mit Gewehren und Sensen bewaffnete Menschenmenge aus dem Amt Blankenstein in Hattingen eingedrungen und drohte mit Brandschatzung der Stadt, falls eingezogene Rekruten nicht freigestellt würden.

In Hattingen trat den Aufständischen Pfarrer Kortum entgegen, der sie unter anderem mit der Nachricht beruhigen konnte, in Kürze würde „ein extra-ordinairer Convent“ der lutherischen Pfarrer in der Grafschaft Mark darüber beraten. Inspektor Emminghaus hatte dazu für den 7. Oktober nach Hagen einberufen.<sup>50</sup> Der Kreis von 17 versammelten Pfarrern beriet in höchster Not gemeinsam, „was zur Wolfahrt unserer Gemeinden dermahlen vorzunehmen seyn mögte“.<sup>51</sup> Er war sich durchaus bewußt, sich dem Verdacht auszusetzen, sich „in secularia“ einzumischen und damit die „gränzen unseres ampts“ zu verletzen. Die „Erbitterungen“ und „Desperationen“ der Gemeinden ließen ihm aber keine andere Wahl, als an den König seine Sicht der Dinge heranzutragen. Die Entweihung der Gottesdienstes und der Kirchen durch das Militär und die Flucht in auswärtige Territorien zur „Römisch-Catholischen abgötterey“ wogen so schwer, daß eventuelle Exzesse ihrer Gemeinden damit zu entschuldigen waren. In allem wollten sie „als Seelsorger hiemit unsere Gemeinden vertreten“. Sie wollten für

<sup>48</sup> Ebd., S. 110.

<sup>49</sup> Zum symbolischen Gehalt dieses Akts vgl. Alain Corbin, *Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlkultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt 1994, S. 266 ff.

<sup>50</sup> Zu Emminghaus vgl. Bauks, S. 177, Nr. 1488; Willy Timm, *Das Pastoratsrentenbuch des Pfarrers Heinrich Wilhelm Emminghaus zu Hagen 1666–1718*, Hagen 1975.

<sup>51</sup> Göbell, Bd. 1, S. 79.

sie beim König um Gnade bitten und die Gemeinden zugleich zum „Gehorsam gegen ihre Obrigkeit, zum Frieden, Gedult und leydsamkeit“ ermahnen. Zu den inzwischen einberufenen beiden staatlichen Kommissionen, die von Hamm aus die Vorfälle amtlich untersuchten, sollten je zwei Pfarrer Kontakt aufnehmen. An König und Königin, das Generalkonsistorium in Berlin und die Regierung in Kleve wurden Bittschriften gerichtet, die im Umlaufverfahren alle Prediger unterzeichneten.<sup>52</sup> Anstelle des kranken und altersschwachen 83jährigen Inspektors Emminghaus, der wenige Wochen später starb, dürfte Subdelegat Kortum die Suppliken aufgesetzt haben.

Der König hatte für die Prediger aus der Grafschaft Mark und die Fürbitte für ihre in Not geratenen Gemeinden kein Verständnis.<sup>53</sup> Er nannte die Supplik „unverschämt und verleumderisch“ und wertete sie als ein Verbrechen, aus seiner Sicht wohl als Hochverrat, denn er hielt die Geistlichen der Aufwiegelung der Untertanen gegen die Aushebungen für schuldig. In äußerst scharfer Form wies er die Geistlichen an, „hinkünftig sich in keine Regierungs- oder Werbungssachen, noch andere weltliche Händel zu mischen“.<sup>54</sup> Die Strafe des König traf sowohl die aufständischen Teile der Grafschaft Mark als auch einzelne Pfarrer. Während die Ämter Wetter und Blankenstein sowie die Städte Schwelm und Hattingen mit der allerdings drakonischen Zwangskontribution von 20.000 Rtlr. und der aufdiktierten Stellung von 200 „freiwilligen“ Rekruten davonkamen, wurde an Kortum und seinem Amtsbruder Mahler aus Derne<sup>55</sup> ein Exempel statuiert. Sie galten als die „principalsten Autores“ der Supplik.<sup>56</sup> Während es für die für die Exzesse verantwortlichen Soldaten mit einem Verweis und einem Appell an ihre Verantwortung vor Gott belassen wurde, kamen Kortum und Mahler im Januar 1721 nach Wesel in Festungshaft und wurden später nach Berlin überstellt. Am 27. Februar 1721 wurden sie dort im Konsistorium dem König wie in einem Schauprozeß vorgeführt. Kortum erhielt keine Chance, sich und die anderen Geistlichen zu verteidigen. Allerdings schlug ihm und Mahler im Konsistorium großes Wohlwollen entgegen. Mit der Entfernung aus ihren Ämtern in der Grafschaft Mark und der Zuweisung von Pfarren in Lebus bzw. Dobergatz in der

<sup>52</sup> Druck: Rothert, Unruhen (Anm. 41), S. 114-117.

<sup>53</sup> Zu den Hintergründen der Militarisierung Preußens unter dem Soldatenkönig vgl. Gerhard Oestreich, Friedrich Wilhelm I. Preußischer Absolutismus, Merkantilismus, Militarismus, Göttingen/Zürich/Frankfurt 1977, S. 71-80.

<sup>54</sup> Holthoff, S. 59.

<sup>55</sup> Zu Mahler vgl. Bauks, S. 312 Nr. 3931. Der aus Sprockhövel gebürtige Mahler unterhielt familiäre Beziehungen nach Hattingen und zum Amt Blankenstein und kannte deswegen wohl die Nöte der Familie der Ausgehobenen besonders gut.

<sup>56</sup> Holthoff, S. 60.

Mark Brandenburg fand die Strafaktion gegen die beiden Pastoren einen scheinbar glimpflichen Abschluß. Kortum als einem Gebildeten machte das Konsistorium die Pfarre in Lebus eine Meile von der Universität in Frankfurt (Oder) nachgerade schmackhaft.

Aus heutiger Sicht erscheint das Verhalten der märkischen Pfarrer geradezu als ein Muster an Zivilcourage. Sie stellten die Interessen ihrer Gemeinden über die des Landesherrn. Es braucht nur an Römer 13 erinnert zu werden, um zu zeigen, welche Gewissensnöte sie bei ihren Interventionen gegen die Obrigkeit litten. Zu Recht machten sie den König persönlich für die Rekrutierungen verantwortlich. Die beiden Hagener Pfarrer Emminghaus und Drude kleideten ihre Sorge in ein Gebet: „Herr Gott Zebaoth, der du über Cherubin sitzt, sei gnädig deinem Volk und steure nach deiner Macht; Herr, Herr, gib unserem allergnädigsten König ein ander Herz nach deiner herzlenkenden Kraft ...“<sup>57</sup> Kortum, der in einem Brief aus Berlin im März 1721 ausführlich seine Motive darlegte, behielt während der ganzen Zeit „ein munter und freudiges Gesicht, denn ich war begleitet von meiner Unschuld und gutem Gewissen“. Er gab sich die Maxime: „was der König haben will, das muß man mit Plaisir tun“. Seine Ruhe und Gelassenheit entsprangen der Erkenntnis, in einer Situation keine andere Alternative gehabt zu haben, „da wir nicht gewußt, wozu wir greifen und wie wir unsere Gemeinden retten [...] konnten.“<sup>58</sup>

Die Autorität der Pfarrer in ihren Gemeinden gründete 1720 nicht nur auf geistliche Funktionen. In einer Zeit, in der Preußen die Selbstverwaltung der Städte quasi aufhob, ein neues Steuersystem einführte und damit der Grafschaft Mark die administrativen Grundsätze der mittleren und östlichen Provinzen überstülpen wollte, waren die lutherischen Pfarrer vermutlich die einzigen aus der regionalen Elite, die Widerstand anmelden konnten. Herausgefordert wurden sie dadurch, daß die Aushebungen an Sonntagen bzw. am Vorabend stattfanden. Die Wahl dieses Zeitpunkts geschah nicht von ungefähr, versammelten sich doch an diesen Tagen am Kirchort zum Gottesdienst viele Gläubige aus dem gesamten Sprengel, also auch die Bevölkerung des platten Landes. Deshalb läßt sich nicht genau unterscheiden, ob der Widerstand der Gemeinden städtischer oder ländlicher Herkunft war.<sup>59</sup> Zweifellos spielte die Jahreszeit, zu der die Aushebungen stattfanden, eine Rolle, denn im Spätsommer wurde die Arbeitskraft der jungen Männer bei der Ernte benötigt, wengleich wir die Träger der Aufstände nicht

<sup>57</sup> Rothert, Unruhen (Anm. 41), S. 110.

<sup>58</sup> Ebd., S. 118 f.

<sup>59</sup> Zusammenfassend hierzu Peter Blickle, Unruhen in der ständischen Gesellschaft, München 1988.

genau kennen. Sicher ist, daß die Geistlichen als Sprecher ihrer Gemeinden fungierten, dabei aber durchaus eigenen Ziele verfolgten. Erinnern wir nur daran, daß sie vor den konfessionspolitischen Folgen einer Massenflucht warnten.

Welche langfristigen Folgen der Aufstand von 1720/21 und seine Bewältigung zeigte, ist schwer abzuschätzen. Nach 1720/21 hüteten sich die märkischen Pfarrer, jenseits kirchlicher Belange das Wort zu ergreifen. Das änderte allerdings nichts an ihrer zentralen Position inmitten ihrer Gemeinden, die ihnen bei Bedarf Stellungnahmen abverlangten. Erstens konnten aus religiösen leicht soziale Konflikte erwachsen, wie die im folgenden behandelten Streitigkeiten um das „richtige“ Gesangbuch beweisen, zweitens forderte die im Laufe des 18. Jahrhunderts wachsende Bindung an Preußen in Krisensituationen gerade solche Pfarrer heraus, denen der Staat wegen ihres Patriotismus nicht gleichgültig war. Die bekannten öffentlichen Appelle des Johann Friedrich Möller, des Pfarrers von Elsey, lieferten zwischen 1786 und 1807 Beispiele.<sup>60</sup>

#### b) Der Streit um die neuen Gesangbücher 1780 bis 1804

Die heftigen Auseinandersetzungen um den Inhalt der Gesangbücher kündigten sich in den 1770er Jahren bereits an.<sup>61</sup> Zunächst schien die Neubearbeitung eine interne Angelegenheit der lutherischen Synode, die entstellende Druckfehler in vorhandenen Gesangbüchern bemängelte, aber auch neue Lieder einfügen wollte. Ziel war auch die Herausgabe eines gemeinsamen Gesangbuchs mit Kleve zum Vorteil der Predigerwitwenkasse.<sup>62</sup> Bevor jedoch die Prediger in Kleve und Mark Einigung über den Inhalt erzielten, wurden sie mit den Anweisungen aus Berlin konfrontiert. Am 2. Oktober 1780 kündigte Minister Zedlitz an, daß von Beginn des übernächsten Jahres ein für die Neumark gültiges Gesangbuch in sämtlichen Provinzen eingeführt werden solle. Die Prediger, von denen die Durchsetzung erwartet wurde, erhoben Pro-

<sup>60</sup> Vgl. hierzu meinen Beitrag: Die historischen Arbeiten des Elseyer Pfarrers Johann Friedrich Möller. Ein Beitrag zur westfälischen Landesgeschichtsforschung um 1800, in: Westfälische Zeitschrift 144 (1994), S. 135-165.

<sup>61</sup> H(ugo) Rothert, Eine Gesangsbuchs-Revolution, in: Jahrbuch 7 (1905), S. 195-202; allgemein: Willy Timm, Kern und Mark. Das erste lutherische Gesangbuch der Grafschaft Mark und seine Drucker in Unna, Iserlohn, Soest und Hagen, Hagen 1976. Allgemein zur Bedeutung der Gesangbücher für die Volksfrömmigkeit: Richard van Dülmen, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 3: Religion, Magie, Aufklärung 16.-18. Jahrhundert, München 1994, S. 63-66.

<sup>62</sup> Staatsarchiv Münster (= STAMS) Kleve-Märkische Regierung Landessachen (= KIM LS) 662, fol. 213; Göbell, Bd. 2, S. 503, 514, 523.

test. Die Inspektoren aus Kleve und Soest sowie von Steinen für die Mark schoben zunächst die Verlagsrechte von E. F. Voigt in Hagen vor, bezweifelten aber auch die Akzeptanz der neuen Lieder. Laut von Steinen ließen sich die unterschiedlichen Ansichten nicht harmonisieren, Einigkeit werde nicht zu erzielen sein.<sup>63</sup>

Der gefundene Kompromiß schien zunächst die Gemüter zu beruhigen. Den märkischen Pfarrern wurde von Berlin zugestanden, Lieder zu benennen, die in das neue Gesangbuch übernommen werden sollten – „zur Beruhigung und zum Besten des Gemeinen Mannes“.<sup>64</sup> Inspektor von Steinen gab jedoch zu bedenken, daß „der gemeine Mann geneigt ist, jede Neuerung in Absicht der Gesang- und Lehrbücher in Kirchen und Schulen als eine Beraubung der Lehre und Kränkung ihrer Gewissensfreiheit anzusehen“. 1782 beschloß die märkische Synode die Einführung eines neues Gesangbuches mit einem angehängten „Auszug der noch brauchbaren Lieder aus dem alten Gesangbuch“.<sup>65</sup>

Der mit Berlin ausgehandelte Kompromiß erwies sich für die meisten märkischen Gemeinden als nicht tragfähig. Die Konflikte wegen der Gesangbücher hielten von 1783 bis 1804 an. Am heftigsten tobte der Streit in Hagen, worauf wir uns im folgenden konzentrieren, zumal hier die Quellenlage am günstigsten ist.<sup>66</sup> Am 12./13. März 1783 hatte die Synode auf einem außerordentlichen Konvent die Drucklegung des neuen Gesangbuches an Voigt in Hagen vergeben.<sup>67</sup> Am 2. Ostertag 1783 warb der 1. Prediger J. F. Dahlenkamp für das neue Gesangbuch: „Es hätte sich seit 30 Jahren in der gelehrten Welt aufgekläret, daher wäre das neue Berlinsche Gesangbuch entstanden“.<sup>68</sup> Sein Amtsbruder Johann Heinrich Dickershoff<sup>69</sup> kam in seiner Predigt am 26. April auf das Gesangbuch zu sprechen. Über den Inhalt seiner Predigt gibt es unterschiedliche Aussagen. Dickershoff sparte nicht mit Kritik, verwahrte sich aber dagegen, gesagt zu haben, „hinweg mit dem ganzen Zeug“. Sein Kontrahent gab an, Dickershoff habe „einige Lieder als anstößig angeführet“. Nachzuvollziehen ist Dickershoffs Aussage, daß der Widerstand gegen das neue Gesangbuch von den Bauerschaften ausging. Vorsteher von 11 der 17 Bauerschaften lehnten sich gegen Dahlenkamp auf. Die Märkische Kammerdeputation sah Dickershoff als Schuldigen, durch ihn sei in der Hagener Gemeinde „viele Unruhe,

<sup>63</sup> STAMS KIM LS 662, fol. 300.

<sup>64</sup> Ebd., fol. 317 (auch für das folgende Zitat).

<sup>65</sup> Göbell, Bd. 2, S. 561.

<sup>66</sup> Darstellung nach: STAMS KIM LS 993; ebd., Märkische Fabrikendeputierte Nr. 34.

<sup>67</sup> Göbell, Bd. 2, S. 571 § 19.

<sup>68</sup> STAMS KIM LS 993, fol. 19.

<sup>69</sup> Bauks, S. 96 Nr. 1231.

ja sogar Schlägereien entstanden“. Man befürchte daher, „daß anoch der größte Aufruhr daraus erfolgen würde“. <sup>70</sup> Die Untersuchung des Landgerichts Hagen im Juli 1783 wiegelte zwar ab, neue Unruhen seien keineswegs entstanden, Dickershoff war (auf Betreiben von Dahlenkamp und vermutlich auch von Steinen) zum Sündenbock gestempelt. Die Synode vom 9. Juli 1783 verurteilte sein Verhalten auf das schärfste und unterstellte ihm die Aufwiegelung der Gemeinde. Von Steinen machte die damals ausgesprochene Warnung wahr, Dickershoff zu denunzieren. Im Oktober 1783 bat er namens der Synode, seinen strafbaren Handlungen Einhalt zu gebieten. <sup>71</sup> Er mahnte die Klevische Regierung zur Vorsicht, weil Dickershoffs Verhalten „so geschwiedrig [sic !] und intolerant“ sei. Vor allem seien von Hagen aus weitere Unruhen zu erwarten, weil der „Verkehr, so die ansehnliche Hagensche Gemeine mit den benachbarten süderländischen Gemeinen“ habe, „eine Quelle der Gährung und Empörung gegen das neue Gesangbuch“ werde.

Die vom Landgericht eingeleitete umfassende Untersuchung <sup>72</sup> entlastete Dickershoff, der bald darauf seinerseits in die Offensive ging und von Steinen bezichtigte, seinen guten Namen zu beschmutzen. Er begründete seinen Widerstand gegen das neue Gesangbuch theologisch. <sup>73</sup> Es gebe Stellen, „wo der Socinianismus schwülst“. Luthers Lieder seien ebenso verhunzt wie die Gellerts. Nochmals verwahrte er sich dagegen, den „Pöbel“ aufgehetzt zu haben. Er verstand diese Formulierung als Mißachtung seiner Gemeinde. Dickershoff mußte sich gerechtfertigt sehen durch die weitgehende Ablehnung des neuen Gesangbuches in der Grafschaft Mark. Nur in neun Gemeinden war es „durch den Eifer und die Klugheit der daselbst stehenden Herren Prediger“ eingeführt worden. <sup>74</sup>

Der Widerstand bewirkte, daß am 19. September 1785 durch Reskript die parallele Nutzung des neuen und alten Gesangbuches zugestanden, zugleich aber jede Störung des Gottesdienstes verboten wurde. Dieser Kompromiß war faul und ließ in der Praxis die Konflikte eskalieren, weil nun die Anhänger beider Gesangbücher sich mit gutem Gewissen auf die von ihnen favorisierte Ausgabe berufen konnten. In Hagen geriet Dahlenkamp zur Zielscheibe der Anhänger des alten Gesangbuches. Im März 1786 versammelten sich viele Hundert Gottesdienstbesucher aus den Bauerschaften in der Hagener Kirche, um

<sup>70</sup> STAMS KIM LS 993, fol. 1.

<sup>71</sup> Ebd., fol. 7-12.

<sup>72</sup> Ebd., 13-48.

<sup>73</sup> Ebd., 54-59.

<sup>74</sup> Göbell, Bd. 2, S. 596.

erstmals gegen die von Dahlenkamp ausgesuchten Lieder förmlich anzusingen.<sup>75</sup> Die Vorsteher der Bauerschaften besetzten den Chor, zwei Kaufleute die Orgel. Die von Dahlenkamp aufgehängten Tafeln mit den Nummern der Lieder wurden abgehängt. Die Vorsteher gaben ein Lied vor und hatten mit dem Sensenschmied Pledderich einen stimmgewaltigen Vorsinger mitgebracht. Dahlenkamp tobte. Er mußte sich im Gottesdienst zwar still verhalten, doch wandte er sich direkt an die Klevische Regierung um Hilfe. Das Landgericht Hagen mußte erneut ermitteln, diesmal die gegen von Dahlenkamp denunzierten Vorsteher der Bauerschaften und andere Wortführer.<sup>76</sup> Deren Verteidigung kehrte den Spieß um. Dahlenkamp sei nur daran interessiert, seinen Willen durchzusetzen, ohne auch nur einen Blick auf seine Gemeinde zu werfen. Die Unruhen seien von ihm selbst verursacht. Noch bis in den Mai wiederholten sich alle 14 Tage Gottesdienste, in denen Dahlenkamp niedergestimmt wurde. Jedesmal wandte er sich prompt nach Kleve. Ende Mai fand Dahlenkamp endlich Unterstützung von einer (allerdings mächtigen) Minderheit seines Sprengels. Die Fabrikendeputierten der Enneperstraße wiesen mit einer Liste nach, daß 422 Gemeindemitglieder für das neue Gesangbuch seien. Federführend für diese Aktion war Johann Caspar Harkort IV. Die noch erhaltene Liste zeigt, daß drei Viertel der Parteigänger des neuen Gesangbuches in der Stadt saßen.<sup>77</sup> Sämtliche Eigentümer der Hagener Tuchmanufakturen, angeführt durch Dahlenkamps Verwandten Christian Moll, sowie weitere Honoratioren unterschrieben die Liste an erster Stelle. Auf dem Lande war die gesamte Familie Harkort vertreten, die sich dort jedoch in einer deutlichen Minderheitenposition befand.

Zeitgleich zu Hagen verlief der Konflikt in Langendreer und seinen Nachbarorten,<sup>78</sup> und in Lünern, wo sich Pfarrer von Oven ähnlich engagierte wie Dickershoff in Hagen.<sup>79</sup> In Blankenstein zog sich der Streit bis 1788 hin.<sup>80</sup> In Holzwickede (1798) und Iserlohn (1804) flammte der Streit später noch einmal auf.<sup>81</sup> In Iserlohn marschierte schließlich sogar Militär ein, nachdem die Entscheidung des kaufmänn-

<sup>75</sup> STAMS KIM LS 993, fol. 101-105.

<sup>76</sup> Ebd., fol. 118r-123v.

<sup>77</sup> STAMS Grafschaft Mark Fabrikendeputierte 34.

<sup>78</sup> Darüber Rothert, *Gesangbuchs-Revolution*; Heike Vogel, *Spurensuche. Ein Beitrag zur Geschichte Lütgendortmunds*, Bochum 1994, S. 99-101; Nachbarorte: Ümmingen, Querenburg und Laer: STAMS KIM LS 1021.

<sup>79</sup> STAMS Grafschaft Mark Fabrikendeputierte 34; vgl. Wilfried Reininghaus (Bearb.), *Das Archiv der Familie und Firma Johann Caspar Harkort zu Hagen-Harkorten*, Münster 1991, S. 282.

<sup>80</sup> STAMS KIM LS 963.

<sup>81</sup> STAMS KIM LS 1533 (Holzwickede); Reininghaus, Iserlohn, S. 540 f.

nisch besetzten Kirchenvorstand für das neue Gesangbuch die Mehrheit der Gemeinde empört hatte.

Die Möglichkeit, zwischen altem und neuem Gesangbuch zu wählen, leistete den Auseinandersetzungen Vorschub. Sie wiesen keine durchgängige Konfliktlinie auf. Der Widerstand gegen das „Berliner“ Gesangbuch hatte zweifellos theologische Ursachen, doch sind auch die sozialen Unterschiede zwischen den Parteigängern für Alt und Neu nicht zu übersehen. Die führenden Unternehmer in Hagen stellten sich damit auf die Seite ihres Verwandten Dahlenkamp und votierten für das neue Gesangbuch. Mittelbar stellten sie sich auf die Seite der aufgeklärten Religion, der Dahlenkamp und viele andere Pfarrer in der Grafschaft Mark damals anhingen.

### c) Die Binnengeschichten der einzelnen Gemeinden

Die evangelisch-lutherische Kirchenordnung von 1687 hatte in der Theorie die Beziehungen zwischen den einzelnen Gemeindemitgliedern, dem Konsistorium und den Pfarrern geregelt. Praktisch wurde die Kirchenordnung jedoch nicht überall angewendet, wie die Inspektoren im Laufe des 18. Jahrhunderts immer wieder feststellen mußten. Konflikte traten auf, die die Gemeinden wie die Obrigkeit beschäftigten. Die Akten der zuständigen Regierung in Kleve spiegeln nicht wenige davon wider.<sup>82</sup> Eine umfassende Auswertung dieser und ergänzender Akten, vor allem aus den Archiven der Kirchengemeinden, dürfte es ermöglichen, eine Binnengeschichte der märkischen Kirchengemeinden zu schreiben. An dieser Stelle kann nur an ausgewählten Beispielen auf einige typische Konstellationen hingewiesen werden.

*Erstens* konnte sich eine Gemeinde bei der Wahl ihres Pfarrers entzweien. Lehrreich erscheint die Situation in Voerde, als 1776 eine Vakanz eintrat.<sup>83</sup> Vier Konsistoriale, Behling, Spannagel, Bertram und Caspar Asbeck, baten die Regierung in Kleve um Dispens für die Wahl des Kandidaten Johann Adam Sohn, dessen Vater angesehener Pfarrer im benachbarten Schwelm war und dem ein guter wissenschaftlicher Ruf vorauselte. Er war allerdings mit 23 Jahren um zwei Jahre zu jung. Die Regierung zögerte und gab die Angelegenheit nach Berlin weiter. Unterdessen wurde die andere Hälfte des achtköpfigen Konsistoriums vorstellig. Die *Kirchenräte* Schüren, Leverich und Altenloh sowie *Kirchenmeister* Elbert Asbeck ließen wissen, daß sie den Vorstoß zugunsten Sohns nicht teilten. Vor diesem Hintergrund wurde die Befürchtung

<sup>82</sup> Nachgewiesen bei Jürgen Kloosterhuis (Bearb.), Staatsarchiv Münster. Kleve-Märkische Regierung, Landessachen, Bd. 1, Findbuch, Münster 1985, S. 513-686.

<sup>83</sup> STAMS KIM LS Nr. 1022.

der ersten Gruppe deutlich, die für den Fall, daß der Dispens für Sohn verweigert werde, „größte Zerrüttungen“ in der Gemeinde vorhersagten. Beide Parteien lieferten Argumente nach. Schüren schien der Hauptunruheherd der einen Gruppe zu sein, die der Gruppe um Spannagel vorwarf, „über uns, ihre Mitkollegen auf eine despotische Art zu herrschen und ohne zu fragen Wahlen ansetzen“.<sup>84</sup> Schüren & Co. hielten die „Beschleunigung Hals über Kopf“ nicht für nötig, während die Gegenseite möglichst rasch Pfarrer- und Lehrerstelle wieder besetzt haben wollte. Es drängt sich der Verdacht auf, daß hinter den Kulissen Sohn sen. dabei Schützenhilfe leistete. Nachdem Berlin den Dispens für Sohn erteilt hatte, einigten sich beide Parteien auf eine Kompromißlösung. Sohn sollte sich zur Wahl stellen, für die Inspektor von Steinen aber einen Gegenkandidaten nominieren sollte. Er trat auf in Gestalt des aus Witten gebürtigen Johann Franz Theodor Wirtz, der sich bei der Stichwahl am 22. Juli 1776 mit 183 zu 150 Stimmen durchsetzte. Die namentliche Abstimmung ist in den Akten erhalten.<sup>85</sup> Wirtz starb schon ein halbes Jahr nach Amtsantritt, so daß erneut ein Pfarrer zu wählen war. Und abermals war das – inzwischen neugewählte – Konsistorium zerstritten. Die eine Gruppe, der der Konsistoriale Behling wiederum angehörte, wollte sofort besetzen, die andere Gruppe, unverändert um Schüren gruppiert, wollte sich Zeit lassen bei der Neuwahl. Nach der Absage von Sohn, der inzwischen eine andere Pfarrstelle in Emmerich bekommen hatte, kam im Mai 1777 eine deutliche Mehrheit für Johann Wilhelm Reichenbach zustande.<sup>86</sup> Damit war die Angelegenheit aber noch nicht vorbei. Eine anonyme Eingabe nach Kleve verwies Ende 1777 darauf, daß die Gemeinde gegen die Kirchenordnung verstoße. Einige Mitglieder des Konsistoriums, gemeint sein kann nur die Gruppe um Schüren, seien bis zu 15 Jahre im Amt. „Es entstehen viele nachteilige Folgen, weil diese Leute sozusagen allein die Herrschaft führen wollen und alles nach ihrem Kopfe gehen soll und sich daher ein jeder, welcher neu in das Consistorium treten soll, diese Menschen scheuet und einem Widerwillen hat, ein Consistorialglied zu werden“.<sup>87</sup>

*Zweitens* trat Dissens bei der Wahl des Konsistoriums auf, wie schon in Voerde deutlich geworden ist. Hier waren mit den Hammerwerksbesitzern Spannagel, Bertram und Behling offenbar wirtschaftlich erfolgreiche Gemeindemitglieder abgeschreckt worden, sich im Konsistorium zu engagieren. Ähnliche Probleme gab es zur gleichen Zeit im Schwel-

<sup>84</sup> Ebd., fol. 41v.

<sup>85</sup> Ebd., fol. 61-66. Zu Wirtz: Bauks, S. 566 Nr. 7038.

<sup>86</sup> Zu Reichenbach Bauks, S. 402 Nr. 4983.

<sup>87</sup> STAMS KIM I.S Nr. 1022, fol. 90.

mer Raum. Zwei der bedeutendsten Unternehmer verweigerten sich ihrer Kirchengemeinde. Johann Abraham Sternenberg legte 1781/82 Beschwerde gegen seine Wahl in das Konsistorium der Gemeinde Langerfeld ein.<sup>88</sup> Er war aus dem Bergischen abgeworben worden und hatte als Bleicher einige Vergünstigungen erhalten. Als Provisor auf dem Lande für die Armen zu sammeln widerstrebte ihm, das sei mit seinem Beruf als Kaufmann und Garnbleicher unvereinbar. Er stellte schließlich einen Ersatzmann als Provisor. Ähnlich wie Sternenberg argumentierte 1776 Johann Arnold Brandt aus Schwelm, der den gesamten Kirchenvorstand gegen sich hatte.<sup>89</sup> Dieser wollte niemandem erlauben, „ein solches kirchliches officii [Brandt war zum Kirchenrat gewählt worden] ohne erhebliche Gründe [zu] verweigern.“<sup>90</sup> Schon sein Vater und seine Brüder hätten als Kaufleute Ämter in der Kirchengemeinde übernommen. Brandts Argument, sechs bis elf Monate auf Geschäftsreise zu sein, sei überzogen. Es ging um das generelle Prinzip: „Wenn der Reiche, er mag Handelsmann, Fabriquer oder Renthenier sein, befugt [ist], sich von öffentlichen ohnentgeltlichen gottesdienstlichen Geschäften loßzuhalftern, wie viel mehr bleibet sodann ein Handwerks- oder ein Mann von simplen Bürger- oder Bauernstande berechtigt, das Schild der Freiheit vor die Brust zu spannen.“<sup>91</sup> Die Schwelmer und Langerfelder Konsistorien argumentierten egalitär und suchten die Wohlhabenden in die Pflicht zu nehmen, während diese ihrem Beruf den Vorrang vor der Pflicht gegenüber der Kirchengemeinde gaben. Hier kündigte sich ein Umbruch an, der wahrscheinlich zu der konstatierten Abkehr vieler Wirtschaftsbürger von der Kirchengemeinde nach 1800 führte.<sup>91</sup>

*Drittens* brachen im 18. Jahrhundert strukturelle Probleme zwischen Teilen der Gemeinde auf. Sie wurzelten im speziellen Zuschnitt der Gemeinden, die sich oft auf Stadt und Land verteilte. Die Auseinandersetzungen in Hagen begannen nicht erst nach 1780, sondern hatten bereits eine Vorgeschichte. Über den beinahe banalen Anlaß, den Zeitpunkt der Konsistorialversammlung, weit hinausreichend ging es zwischen 1757 und 1761 um die Rechte der Bauerschaften im Kirchspiel Hagen.<sup>92</sup> Bei der Wahl des Küsters und der Kirchenältesten war der Streit 1757 entbrannt. 1759 standen sich auf der einen Seite der Hager Bürgermeister Dr. Hücking und Kaufmann Johann Heinrich Elbers auf der einen Seite, vier Vertreter des platten Landes auf der anderen

<sup>88</sup> STAMS KIM LS Nr. 1506.

<sup>89</sup> STAMS KIM LS Nr. 1014, fol. 64 ff.

<sup>90</sup> Ebd., fol. 65, folgendes Zitat 81v.

<sup>91</sup> Vgl. Janz, S. 77, 93 u. ö.

<sup>92</sup> STAMS KIM LS Nr. 990. Zitat ebd., fol. 23v.

Seite gegenüber. Letztere mit Johann Caspar Harkort (III.) und Johann Caspar Post an der Spitze, beschrieben ausführlich, daß „das fatale justificandi [...] die Verfassung der ganzen Gemeinde“ betrifft. Früher habe es 13 Bauerschaften gegeben, deren Vorsteher automatisch Mitglieder des Konsistoriums gewesen seien. Seit der Erhebung zur Stadt sei Hagen bevorteilt. Dieser Konflikt zwischen Hagen als Kirchort und dem bevölkerungsreichen Umland sollte noch knapp hundert Jahre weiter schwelen, ehe mit dem Kirchbau und Abpfarrung von Haspe 1850 Entspannung eintrat.<sup>93</sup> 1759 wurde eine Zwischenlösung gefunden, als dem „platten Land“ zwei weitere Sitze im Konsistorium zugeteilt wurden.

Die drei Konfliktfelder, die um ein viertes, die Konflikte zwischen gewählten Pfarrern und ihrer Gemeinde zu ergänzen sind, verraten einiges vom Zündstoff, der in den Gemeinden entstehen konnte, aber auch von der Lebendigkeit der Diskussion. Die Kirchengemeinden waren keine völlig autonomen Institutionen, ihnen blieb aber im 18. Jahrhundert ein quasi-selbstverwalteter Freiraum erhalten, der den Kommunen nach Erlaß der Rathäuslichen Reglements und der Abschaffung der alten Ratsverfassung um 1720 verloren gegangen war.

#### **4. Märkische Pfarrer, die Geistes- und Kulturgeschichte der Region**

##### **a) Ein allgemeiner Überblick**

Die Fülle der Beiträge aller Pfarrer zur Geistes- und Kulturgeschichte in der Grafschaft Mark kann an dieser Stelle nicht ausgebreitet werden; hierzu bedürfte es angesichts der fehlenden Vorarbeiten längerer Forschungen. Ich möchte statt dessen versuchen, meine eher sporadischen Beobachtungen zu diesem Thema bei regionalgeschichtlichen Arbeiten zu anderen Anlässen zu systematisieren. Ich werde zunächst jene Felder benennen, auf denen sich die protestantische Geistlichkeit im 18. Jahrhundert große Verdienste erwarb, und sodann wenigstens an zwei Beispielen die Spannweite an Wissen und Wissenschaft aufzeigen, die einzelne Pfarrer in der Spätaufklärung abdecken konnten.

Die größten Einwirkungsmöglichkeiten besaßen die Pfarrer in den Schulen ihres Sprengels. Allerdings bedürfte es eines langen Atems, um neben der Tätigkeit als Rektoren der Lateinschulen auf dem platten

<sup>93</sup> Vgl. Paul Schulte, Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Ennepferstraße, seit 1900 Haspe, in: ders. (Hg.), Beiträge zur Geschichte von Hagen-Haspe, Heft 6, Haspe 1931, S. 1-139, 3 ff.

Land praktische Reformen umzusetzen. Nach dem Erlaß des General-Landschul-Reglements von 1763 bekannte die Hagener Synode zwei Jahre später, „daß man sich zwar schon alle Mühe gegeben, das Schulwesen bei ihren Gemeinden der Königl(ichen) Verordnung zufolge zu verbessern, allein daß sich auch in manchen Umständen solche Hindernisse bey hiesigen Westphälischen meist weitläufig und sehr zerstreut liegenden Gemeinden äußern, daß unmöglich alles aufs genaueste nach der strengen Litter [sc. Buchstabe, hier: übertragen für Wortlaut des Gesetzes] könne eingeführet werden“.<sup>94</sup> Erst im letzten Jahrzehnt vor 1800 und danach bei weiteren Verbesserungen der Infrastruktur und der Visitationen „griffen“ die Bemühungen um eine Reform der Elementarschulen, die im wesentlichen von Pfarrern als Schulinspektoren, als Praktikern und Theoretikern der Lehrerausbildung getragen wurden.<sup>95</sup>

Der Einfluß der Pfarrer auf die Bildung erstreckte sich aber nicht nur auf diese quasi amtlichen Funktionen. Er reichte viel weiter. Ihre Kandidatenzeit überbrückten junge Theologen durch Unterrichtung derjenigen Kinder, deren Eltern sich das leisten konnten. Insbesondere die wohlhabende Schicht ließ ihre Söhne und Töchter in dieser Weise privat unterrichten. Die soziale Vertrautheit zwischen Kaufleuten und Geistlichen wuchs bei diesen Unterrichtsformen. Zu angesehenen Pfarrern wurden Kinder in Pension gegeben. Ein Beispiel muß genügen: Wir wissen von dem bedeutenden Staatsrechtslehrer Pütter, einem Iserlohner Kaufmannssohn, daß er in Hohenlimburg bei dem humanistisch gebildeten Pfarrer Stolte als Neunjähriger von der Philosophie Christian Wolffs hörte, Latein, Griechisch, Hebräisch und Chaldäisch lernte sowie in die Anfänge der Geographie und Geschichte eingeführt wurde. Pütter beschrieb dies noch sechzig Jahre später in seiner Autobiographie.<sup>96</sup>

Einzelne Pfarrer verstanden sich als Landwirtschaftsreformer.<sup>97</sup> Als Johann Nepomuk von Schwerz 1816 die Provinz Westfalen bereiste, hob er zwei besonders hervor: Weihe aus Mennighüffen und am Hellweg Pilger aus Weslarn. Sie hatten mit der Kleepflanzung, Stallfütte-

<sup>94</sup> Göbell, Bd. 1, S. 369 § 5.

<sup>95</sup> Vgl. Karl-Ernst Jeismann, Tendenzen zur Verbesserung des Schulwesens in der Grafschaft Mark 1798–1848, in: Westfälische Forschungen 22 (1969/70), S. 78–97.

<sup>96</sup> Reininghaus 1995, S. 511.

<sup>97</sup> Zusammenfassend Gertrud Schroeder-Lembke, Protestantische Pastoren als Landwirtschaftsreformer, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 27 (1979), S. 94–104 (ohne Beispiele aus Westfalen).

rung und Düngung experimentiert und ihr Wissen weitergegeben.<sup>98</sup> Die genannten Pfarrer betätigten sich wohl nicht nur deshalb in der Landwirtschaft, weil sie ihre Naturaleinkünfte steigern wollten. Sie sahen ihre Versuche und die Berichte darüber als Teil eines Auftrags an, aufklärerisch zu wirken. So wundert es nicht, daß Franz Baedeker, Landpfarrer in Dahl im Volmetal und 1800 Generalinspektor der Grafschaft Mark, eine allgemein verständliche Einführung in die Obstbaumzucht verfaßte.

Baedeker ist ein Beispiel für die vielen Talente, die Pfarrer auf sich vereinen konnten. Denn er hinterließ ja bekanntlich historische und kirchenrechtliche Abhandlungen und schrieb Kirchenlieder. Nicht zuletzt die märkische Geschichtsschreibung in der Grafschaft Mark profitierte von den publizistischen Aktivitäten der Pfarrer, die ihren Ausgang wohl in der Kontroverstheologie und damit in der Kirchengeschichte nahm. Den wegen des Umfangs seines Werkes bedeutendsten märkischen Historiker-Pfarrer Johann Dietrich von Steinen kann man zwar kaum anders als einen weitgehend unkritischen Kompilator nennen.<sup>99</sup> Auch der viel sensibler auf die Umbrüche seiner Zeit reagierende Johann Friedrich Möller war kaum mehr als ein Epigone Mösers und Kindlingers; die Chroniken der Pfarrer Bährens, Grevel, Sohn und anderer über ihre Gemeinden<sup>100</sup> stehen noch nicht am Anfang einer professionellen Geschichtswissenschaft, sondern drücken das Interesse von Laien aus. Dennoch sind ihre Aufzeichnungen mehr als nur unverzichtbare Zeugnisse des historischen Wissens um 1800, denn oft genug haben sie Fakten notiert, die andernfalls untergegangen wären.

<sup>98</sup> Johann Nepomuk von Schwerz, Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen (1836), ND Münster-Hiltrup o. J., S. 47f., 275f.; Bauks, S. 384 Nr. 4769, S. 542 Nr. 6736a.

<sup>99</sup> Vgl. Leopold Schütte, Überlieferung, Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte Westfalens in der Neuzeit, in: Kohl, Westfälische Geschichte, Bd. 1, S. 15-33, 22. Eine ausführliche neue Würdigung J. D. von Steinens fehlt; vgl. deshalb immer noch Hugo Rothert, Joh. Dietrich von Steinen (1699-1759), in: Jahrbuch 43 (1950), S. 147-161.

<sup>100</sup> Gerhard Hallen (Hg.), Die Chronik des Hofrates Bährens 1822-1827. Aus dem Ruhrtal einst und jetzt, 3. Teil, Schwerte 1987; Martin Völkel, 1100 Jahre - Kirche und Geschichte in Wellinghofen, Dortmund 1996 (zu Grevel S. 10 ff.); Manfred Luda, Meinerzhagen einst und jetzt nach Eduard Fittig und anderen, Meinerzhagen 1987, S. 32 f. (zu Sohn). Zu den Wurzeln der Ortsgeschichtsschreibung: Harm Kluetting, Rückwärtigkeit des Örtlichen - Individualisierung des Allgemeinen. Heimatgeschichtsschreibung (Historische Heimatkunde) als unprofessionelle Lokalgeschichtsschreibung neben der professionellen Geschichtswissenschaft, in: Edeltraud Kluetting (Hg.), Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 50-89.

b) Zwei exemplarische Pfarrer-Viten: F. C. Müller und J. C. F. Bährens

Friedrich Christoph Müller und Johann Christoph Bährens, Pfarrer in Schwelm bzw. in Schwerte, lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Beide waren Mitarbeiter am „Westfälischen Anzeiger“, den Mallinckrodt in Dortmund herausgab und für den alle schrieben, die in Westfalen um 1800 literarisch Rang und Namen hatten.<sup>101</sup> Gemeinsam war beiden, daß sie aus Pfarrersfamilien stammten. Ansonsten, vor allem auch in ihrem wissenschaftlichen Programm, unterschieden sie sich in vielem.

Müller war einer der wenigen Pfarrer, die nicht aus der Mark stammten. Geboren im hessischen Allendorf studierte er auch nicht wie die meisten Märker in Halle, sondern in Rinteln und vor allem in Göttingen.<sup>102</sup> Hier lernte er nicht nur den führenden deutschen Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner, sondern auch wahrscheinlich die astronomischen Berechnungen Lichtenbergs und andere, damals modernste naturwissenschaftliche Verfahren und Methoden kennen.<sup>103</sup> In welchem Maße Müller in das von Göttingen ausgehende Netzwerk einbezogen war, ist nicht einmal in Ansätzen bekannt. Müller besaß großes Talent zum Zeichnen. Er verband seine mathematisch-naturwissenschaftlichen Interessen und seine Begabungen in mehreren Werken zur Triogonometrie und Astronomie, die auf der Höhe der Zeit waren, ihm die Anerkennung höchster preußischen Beamter und 1789 die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften in Berlin eintrug.<sup>104</sup> Anlaß waren die astronomischen Ortsbestimmungen, die Müller 1787/88 zum Teil während der Sonnenfinsternis vornahm.<sup>105</sup> Sie er-

<sup>101</sup> Vgl. Günther Sandgathe, Der „Westfälische Anzeiger“ und die politische Strömungen seiner Zeit (1789–1809), in: Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung 5 (1960), S. 7–162; Martina Kurzweg, Presse zwischen Staat und Gesellschaft. Die Zeitungslandschaft in Rheinland-Westfalen (1770–1819), Paderborn 1999.

<sup>102</sup> Bauks, S. 342 Nr. 4298; weiteres biographisches Material zu Müller: Helbeck, Schwelm, S. 353 ff., 407–415 (mit weiterer Literatur).

<sup>103</sup> Zu Lichtenbergs vergleichbaren Forschungsfeldern vgl. nur den Katalog Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung, München 1992, S. 132 ff. (Astronomie), 175ff. (Physiognomik).

<sup>104</sup> Ein vollständiges neueres Schriftenverzeichnis von F. C. Müller fehlt. Deshalb sind vor allem seine Schriften zur Theologie und zur Physiognomik wenig bekannt.

<sup>105</sup> Hierzu Manfred Spata, Über die astronomische Bestimmung des Zentralpunktes Hobeuken durch den Schwelmer Prediger F. C. Müller in den Jahren 1787–1790, Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm Schwelm und ihrer Umgebung N.F. 37 (1987), S. 49–85; ders., Zwei Prospekte der Schwelmer Gegend 1788 gezeichnet von F. C. Müller, in: ebd., 38 (1988), S. 46–56; ders., Die Karten der Grafschaft Mark von Friedrich Christoph Müller aus den Jahren 1775 bis 1791, in: ebd. 42 (1992), S. 66–82; ders., Die Situationskarte vom Fabrikendistrikt im Hochgericht Schwelm aus dem Jahre 1788, in: Der Märker 37 (1988), S. 202–299.

laubten ihm, erstmals exakte Karten des Hochgericht Schwelms und der Grafschaft Mark zu erstellen.

Müller war aber nicht nur ein Mann der genauen Berechnungen, sondern auch des Wortes. Seinen Grabstein bei Haus Martfeld zieren bekanntlich neben Zirkel, Dreieck, Lineal und Lot auch Buch und Harfe. Ihm gelang der Übergang von der Naturwissenschaft zur landeskundlich-geographischen Darstellung scheinbar spielend. Beide Wissensbereiche verzahnte er in seiner 1789 erschienenen „Chorographie von Schwelm“, die wegen ihres hohen, unerreichten Quellenwertes ihm heute den größten Nachruhm sichert.<sup>106</sup> Müller nahm 15 Kupferstiche, die seinen Text untermauerten. Was macht die „Chorographie“ so einzigartig? Müller informiert umfassend und bis in kleine Details über die Natur und Lebensweise der Bewohner des Schwelmer Raumes, ihre Siedlungsweise und Gewerbe. Über die „Chorographie“ hinaus zeigte er die Vorzüge des steinkohlenbefeuerten Ofens im ganzen deutschen Sprachraum an.<sup>107</sup> Er verpflichtete sich zwar zur Neutralität, kam aber dennoch nicht umhin, die Vorzüge des angrenzenden Wuppertals im Herzogtum Berg hervorzuheben. Darin war er sich mit dem Elseyer Möller einig.

Auch seiner eigenen Gemeinde stand Müller nicht unkritisch gegenüber. Hierfür gab es mehrere Gründe. Der Sprengel war zum einen sehr groß, die Schwelmer Pfarrer mußten weite Wege für ihre Amtshandlungen zurücklegen. Im Gegenzug war das Gehalt niedrig: „Unterdessen muß auch ein Prediger sein Einkommen in den hiesigen gebürgigen Gegenden sehr sauer verdienen, und insbesondere ist ein Schwelmischer Prediger ein wahrer geistlicher Tagelöhner“. Zum anderen raubte sein Amt Müller die Zeit für seine eigentliche wissenschaftliche Bestimmung: „Man kann sich nun leicht vorstellen, wie aufgelegt man unter solchen Umständen, zum Studiren, zur Lektüre und zu gelehrten Arbeiten seyn könne. Einer mehrer Vorfahren hat deshalb sehr recht gehabt, wenn er zu sagen pflegte. Pastorem Schwelmensem non oportet studere, sed studuisse“.<sup>108</sup>

Spätestens an dieser Stelle muß gefragt werden, warum Müller überhaupt Pfarrer geworden ist. War es nur ein Brotberuf für ihn? In

<sup>106</sup> Friedrich Christoph Müller, Chorographie von Schwelm. Anfang und Versuch einer Topographie der Grafschaft Mark 1789, neu hg. vom Ennepe-Ruhr-Kreis, Gevelsberg 1979.

<sup>107</sup> Gerd Helbeck, Der Schwelmer Gelehrte Friedrich Christoph Müller und die „Feuersparkunst“, in: Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm und ihrer Umgebung N.F. 36 (1986), S. 86-99; Rolf-Jürgen Gleitsmann, Energiesparende Technologie um 1800, in: Der Märker 33 (1984), S. 191-203.

<sup>108</sup> Müller, Chorographie, S. 22 f.

Schwelm klang durchaus der Vorwurf an, er habe seine Gemeinde vernachlässigt und für sie in unverständlichen Worten gesprochen. Ihm wurde gestattet, sich durch Kandidaten vertreten zu lassen, um seine Forschungen fortzusetzen.<sup>109</sup> Wir wissen nicht, in welchem Maße Müller in die märkische Pfarrerschaft wirklich integriert war. Immerhin hatte er bei Antritt seiner ersten Stelle in Sassendorf die Tochter des Hagener Pfarrers Hausmann geheiratet und gehörte damit zur erweiterten Familie Griesenbeck und Dahlenkamp. Die Nähe zu letzterem erklärt teilweise, warum sein Rationalismus der Religion die Aufgabe der „Aufklärung unseres Verstandes“ und der „Verbesserung unseres Herzens“ zuwies.<sup>110</sup>

Im Vergleich zu Müller war Bährens unter Zeitgenossen heftig umstritten und ist vielleicht darum heute über Meinerzhagen und Schwerte hinaus kaum noch bekannt. Zwar fand er – im Unterschied zu seinem Schwelmer Amtsbruder – Berücksichtigung im „Westfälischen Autorenlexikon“,<sup>111</sup> jedoch allenfalls in seiner Rolle als Alchimist und Freund des Bochumer Jobsiadendichters Kortum genießt er ein wenig größere Beachtung.<sup>112</sup> Erst die 1997 erschienene Biographie von Gerhard Hallen entriß ihn dieser Vergessenheit.<sup>113</sup> Dargelegt wird nicht nur, wie ambivalent Bährens zu beurteilen ist, sondern auch, welche schwierige Rahmenbedingungen für wissenschaftlich tätige Pfarrer um 1800 gegeben waren. Für Bährens schlugen insgesamt mehr als 40 selbstständige Veröffentlichungen und Übersetzungen zu Buche, von ungezählten Zeitschriftenbeiträgen zu schweigen.

Der 1765 geborene Bährens stammt aus seiner Pfarrer- und Lehrerdynastie.<sup>114</sup> Wie schon sein Großvater studierte er zwischen 1784 und 1786 in Halle, wo Semler sein bedeutendster Mentor war. Schon während seiner Zeit als Schüler an der Lennepers Lateinschule und erst recht dann in Halle begann Bährens zu publizieren. Er steckte voller Pläne und ließ durch kleine Programmschriften alle Welt daran teilhaben. Sprachen, vor allem klassische Philologie, und Theologie standen

<sup>109</sup> Göbell, Bd. 2, S. 649 Anm. 6.

<sup>110</sup> Zitat nach Helbeck, Schwelm, S. 354.

<sup>111</sup> Walter Gödden/Iris Nölle-Hornkamp (Hg.), Westfälisches Autorenlexikon 1750 bis 1800, Paderborn 1993, S. 33-35.

<sup>112</sup> Vgl. dazu die mehrfache Erwähnung in: Carl Arnold Kortum. Einem Revierbürger zum 250. Geburtstag 1745–1824. Arzt, Forscher, Literat, Bochum 1995, S. 41 f., 79 f., 102 f.

<sup>113</sup> Gerhard Hallen, Johann Christoph Friedrich Bährens. Universalgenie – Esoteriker – Schwerter Stadtrat, Schwerte o. J. (1997); damit überholt: Adolf Sellmann, Prediger, Hofrat Dr. phil. Dr. med. Johann Christoph Friedrich Bährens. Ein Pfarrer, Arzt, Alchimist und Heimatchronist auf Roter Erde, Schwerte o. J. (um 1935).

<sup>114</sup> Bauks S. 15 f. Nr. 192-195.

im Mittelpunkt, aber rasch wandte er sich pädagogischen Zielen zu. 1786 kehrte nach Meinerzhagen zurück, um dort anstelle der üblichen Kandidatenzeit Nützliches zu leisten. Sein „Pädagogium“ stand durchaus in der Tradition der auswärtigen Ausbildung der Ober- und höheren Mittelschichten, hatte aber weiterreichende Intentionen. Es sollten „hier der künftige Gelehrte, der Kaufmann, Bürger, Künstler, Handwerker und Landmann gebildet und auf seine Bestimmung gehörig vorbereitet“ werden.<sup>115</sup> Die Bildung sollte auf Grundlage der Religion entstehen, aber umfassend bis hin zum Erwerb mechanischer Fertigkeiten und zur Körperertüchtigung angelegt sein. Noch in seiner Meinerzhagener Zeit warb Bährens für ein Fortbildungsinstitut für Lehrer. Er legte, aufbauend auf den Ideen von Basedow, Salzmann und Campe, im Januar 1789 Minister Heynitz das „Projekt eines Schulmeisterseminariums für die Grafschaft Mark“ vor. Den Förderer des märkischen Gewerbes hatte Bährens nicht ohne Grund zum Adressaten seiner Denkschrift gemacht. Denn das Seminar für Volksschullehrer diente dem weiteren ökonomischen Fortschritt, weil die Vermittlung von Wissen durch bessere Lehrer den niederen Ständen, den Arbeitern und Handwerkern nützlich sei.

Bährens reüssierte weder mit den Plänen für das Seminar noch auf Dauer mit dem Pädagogium. Es fehlten zahlungskräftige Schüler, um die Kosten zu decken. Für Kaufmannsöhne war der Lehrplan in Meinerzhagen insgesamt zu praxisfern.<sup>116</sup> Bährens erlangte allerdings einen solchen Bekanntheitsgrad bei der Kriegs- und Domänenkammer in Hamm, daß er als deren Kompromißkandidat auf die dritte Pfarrstelle in Schwerte berufen wurde. Er übernahm im Winter 1789/90 bei geringem Gehalt (150 Rtlr. im Jahr) die verkümmerte Lateinschule und blieb bis zu seinem Lebensende 1833 in Schwerte. Etliche Intrigen und Kontroversen, vor allem mit seinem Amtsbruder, dem zweiten Prediger Wulfert, verleiteten ihm oft diese Zeit.

Auch an neuer Stelle war Bährens nicht zu bremsen. Nach eigenen Worten wirkte er „nicht bloß als Geistlicher und Schulmann, sondern für Oekonomie, Künste, Manufakturwaren und Gelehrsamkeit“. Bis 1796 erschienen kleinere Schriften, in denen er sich mit den Zielen der Aufklärung auseinandersetzt: „Über den Geist unseres Zeitalters“ (1790), „Über die fortschreitende Ausbildung des Menschengeschlechts“ (1791), „Das Glück der Bürgertreue. Eine Predigt über Römer 13,1“ (1793).<sup>117</sup> Bährens distanzierte sich von einer Aufklärung, die

<sup>115</sup> Sellmann, S. 14; Hallen, Bährens, S. 28-40.

<sup>116</sup> Vgl. Reininghaus, Iserlohn, S. 512 f.

<sup>117</sup> Sellmann, S. 18f.; die Schrift von 1791 in STAMS KIM LS 1545.

„den Unglauben verkündet“ und die „nicht etwa in höheren Ständen“, sondern „in den Hütten des gemeinen Mannes“ zum Wettstreit von Aufklärung und Vorurteilen führt. Er blieb jedoch zeit seines Lebens in seinem praktischen lokalpolitischen Handeln der Aufklärung verbunden.

In den 1790er Jahren gewann Bährens von Schwerte aus Reputation innerhalb und außerhalb der Provinz. Er nannte sich selbst einen Direktor der „Ökonomischen Sozietät Westphalens“ in Hamm und wurde in Akademien und gelehrte Gesellschaften von Königsberg bis Mainz aufgenommen. Er nahm die in Halle begonnenen naturwissenschaftlichen Studien wieder auf<sup>118</sup> und veröffentlichte populäre medizinische Schriften. Das zweibändige „Hülfsbuch für die Freunde der Gesundheit und des langen Lebens“ von 1797/98, betitelt „Der Arzt für alle Menschen“, widmete er dem preußischen König und dem Zaren. Bährens beließ es nicht bei volksmedizinischen Schriften, sondern praktizierte auch als Arzt.

Wohl nicht die erst 1798/99 in Erlangen in absentia ausgesprochene Promotion zum Doktor der Medizin,<sup>119</sup> sondern die Auseinandersetzungen um die „Hermetische Gesellschaft“ und die Alchemie diskreditierten Bährens in seiner Region als Naturwissenschaftler. Ein streitbarer, rechthaberischer Charakter prägte ihn und trug zu seiner Unbeliebtheit bei. Bährens überwarf sich zwischen 1798 und 1807 mit Malinckrodt, Benzenberg, den Harkorts, dem Elseyer Möller und fast allen anderen Zeitgenossen außer Kortum.

Ihm als Arzt gerecht zu werden, der Pocken und Cholera bekämpfte und zugleich der Alchemie, später dem animalischen Magnetismus anhing, fällt heute nicht leicht. Erst recht taten sich Probleme auf, die Berufe Arzt und Pfarrer miteinander zu vereinbaren. 1802, auf dem Höhepunkt seiner Ächtung, schrieb der wohl nicht grundlos um sein Amt bangende Bährens an Kortum: „Pfaffen können nicht ausstehen, daß ich Mediciner bin, und viele Mediciner sind mir gram, daß ich in ihren Orden kam“.<sup>120</sup> In der Synode, die um 1800 unter dem Einfluß Möllers stand, blieb Bährens mit solchen Ansichten ohne jegliche Resonanz, zumal er sein Fehlen bei den Jahreskonventen wie 1809 „durch

<sup>118</sup> Bei der Entwicklung eines astronomisch-geometrischen Geräts 1792 knüpfte er an F. C. Müller an; vgl. Petra Wiggenhagen-Schütz, Meinerzhagen, Bd. 2: Vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914, Meinerzhagen o. J. (1991), S. 70.

<sup>119</sup> Emil Dösseler, Beiträge zur Geschichte des Medizinalwesens in der Grafschaft Mark und im märkisch-lippischen Kondominium Lippstadt, in: Altenaer Beiträge Bd. 1 (1961), S. 104 f. (Zitat S. 105); „Charlatan“: Reininghaus, Möller, S. 157.

<sup>120</sup> Zitat nach Hallen, Bährens, S. 231.

dringende Gründe aus seiner medizinischen Praxis“ entschuldigen ließ.<sup>121</sup>

Ambivalent ist auch Bährens' öffentliche Tätigkeit einzuschätzen. Schon in einer frühen, 1787 erschienenen Schrift über „Patriotismus“ schwingen nationalistische Töne mit. Seine Abwehrhaltung gegen die napoleonische Administration im Großherzogtum ist hinreichend belegt. Um so mehr muß es als doppelter Opportunismus erscheinen, daß er zunächst öffentliche Ämter in der Mairie Schwerte annahm, um dann 1814/15 alle diejenigen beim Zivilgouverneur Vincke anzuschwärzen, die mit den Franzosen kollaboriert haben.<sup>122</sup> In einer Hinsicht blieb sich Bährens treu. Er setzte als Pfarrer und späterer ehrenamtlicher Stadtrat in Schwerte ungeachtet aller Anfeindungen auf ein Reformprogramm, das auf der Linie der Aufklärung lag. Uns überrascht nicht, daß er dabei geschmeidig genug war, nicht zu radikal vorzugehen. So setzte er nach dem Desaster mit der gescheiterten Einführung neuer Gesangbücher 1799 dafür ein, zunächst nicht den Friedhof vor die Stadt zu verlegen, weil er Widerstand aus der Bevölkerung verspürte. Er lieferte der Partei in Schwerte, die den Stadtwald aufteilen wollte, erbitterten Widerstand, um das Gemeineigentum zu schonen. Die Wege innerhalb der Stadt ließ Bährens reparieren, beim Straßenbau zwischen Dortmund und dem Süderland war er der Motor. Die Aufsicht über die Landschulen im Sprengel maßte er sich an und scheute sich nicht, Schulinspektor Hengstenberg zu düpieren. Im letzten Lebensabschnitt war er bis zu seinem Tode 1833 trotz aller anhaltenden Skepsis gegenüber seinen medizinischen Theorien als führender Kopf des Märkischen Ärztevereins und der Literarischen Gesellschaft für die Grafschaft Mark weit über Schwerte hinaus wohlgekommen und anerkannt. Nicht nur in Schwerte, sondern in der gesamten Region wirkte er als aufgeklärter Pfarrer bis in den Vormärz hinein – Grund genug, nicht nur ihn, sondern insgesamt die Pfarrer und ihre Gemeinden stärker ins Blickfeld der Landesgeschichte zu rücken.

<sup>121</sup> Göbell, Bd. 3, S. 957.

<sup>122</sup> Vgl. Wilfried Reininghaus, Schwerte und das mittlere Ruhrtal 1806–1975, in: Schwerte 1397–1997, Schwerte 1997, S. 363; Ludwig Freiherr Vincke (1774–1844). Ausstellung zum 150jährigen Todestag des ersten Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Münster 1994, S. 57.

## Anhang

**Tabelle 1:**  
**Soziale Herkunft der märkischen Pfarrer und ihrer Ehefrauen**

<b>Beruf</b>	<b>Väter der Pfarrer (in %)</b>	<b>Väter der Pfarrers- frauen (in %)</b>
Geistliche	53,6	50,3
Lehrer, Professoren	4,0	4,4
Kaufleute	18,6	19,6
Ärzte, Apotheker	2,7	1,5
städtische und landes- herrliche Beamte	4,9	9,2
Juristen	6,0	7,0
Militär	0,0	0,5
Handwerker	4,0	4,8
Landwirte	3,0	1,9
Adel	0,7	0,7
	N= 403	N = 403

**Tabelle 2:**  
**Regionale Herkunft der märkischen Pfarrer und ihrer Ehefrauen**  
**1700–1800**

<b>Regionen</b>	<b>Pfarrer (in %)</b>	<b>Pfarrersfrauen (in %)</b>
Grafschaft Mark	71,2	75,4
Soest, Soester Börde	5,9	4,7
Lippstadt	1,1	0,4
Dortmund	3,4	4,7
Limburg	2,0	1,7
Berg	7,4	6,0
Gimborn	1,6	0,9
Essen, Werden	1,8	0,9
Kleve	3,6	1,5
Moers	0,2	0,2
Jülich	0,4	0,4
Minden-Ravensberg, Tecklen- burg	0,6	0,4
Herzogtum Westfalen	0,2	0,0
Siegen	0,0	0,2
Hessen, Waldeck, Schaumburg	0,6	0,2
mittlere preußische Provinzen	1,0	1,3
Hamburg, Bremen, Hannover	0,2	0,4
Thüringen, Sachsen, Anhalt	1,0	0,4

N = 503

N = 464

Quellen für Tabelle 1 und 2: Bauks (wie Anm. 29).